

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

**Das Leben und die Meinungen des Herrn Magister
Sebaldus Nothanker**

Nicolai, Friedrich

Berlin [u.a.], 1775

Viertes Buch. Erster Abschnitt.

urn:nbn:de:gbv:45:1-360

Viertes Buch.

Erster Abschnitt.

Sebaldus wanderte auf der von ohngefähr gefundenen Landstraße fort, ohne zu wissen wohin. Er war schon ein paar Meilen einsam fortgegangen, als er von weitem einen Fußgänger erblickte, den er einzuholen suchte. Er verdoppelte seine Schritte, und erblickte einen Mann, der in einem grauen Rock von feinem Tuche gekleidet war, eine ungepuderte Stutzperücke auf dem Kopfe hatte, einen kleinen Bündel an einem Stabe auf der Schulter trug, und mit heller Stimme, das Lied: Wachet auf, ruft uns die Stimme, sang. Sebaldus, ein Freund des Singens geistlicher Lieder, zumahl gewisser enthusiastischer Meledien, gefellte sich zu dem Wanderer, und summete das Lied, in einer mit vielen Terzjen und Sexten untermischten extemporirten Basspartie nach.

Als es geendigt war, grüßten sich die beiden Wanderer, und Sebaldus fragte den Fremden: „Wo hin der Weg führe, auf dem sie giengen?“

„Nach Busermark, sagte der Fremde, wo ich Nachtlager zu halten, und den andern Morgen nach Berlin zu gehen gesonnen bin.“

Sebaldus freuete sich, daß er auf dem rechten Wege war, denn ob er gleich, nachdem er seine Recommendationen verlohren hatte, nicht wußte, was er in Berlin machen sollte, so wußte er doch eben so wenig, was er an irgend einem andern Orte in der Welt hätte machen sollen.

Er bat also den Fremden um Erlaubniß in seiner Gesellschaft zu gehen, und erzählte ihm den Unfall, den er auf den Postwagen gehabt hätte.

Der Fremde kreuzte und segnete sich über diese Begebenheit, und lobte seine eigene Vorsicht, daß er, da die Wege, nach dem Frieden, unsicher wären, lieber zu Fuße gegangen sey.

„Nicht eben, setzte er hinzu, als ob ich viel Geld bey mir hätte. Ich bin zufrieden, wenn ich reich bin im Heilande. Aber der Herr hat doch meine Vorsichtigkeit gesegnet.“

Sebaldus versetzte: „Ich bin so vorsichtig nicht gewesen. Ich hatte noch keinen Begriff davon, daß
ein

, ein Mensch seinen Nebenmenschen mit kaltem Blute
, anfallen und berauben könnte. ,

, Ach mein lieber Bruder, die arme menschliche Na-
, tur ist ganz verderbt. Wenn wir nicht durch die
, Gnade ergriffen werden, so sind wir in grundlosem
, unerforschlichem tiefem Verderbnisse. ,

, Ey, mein Freund, von den Lastern einiger Wü-
, stlicher kann man nicht auf die Natur der Menschen
, überhaupt schließen. Wir sind von Natur nicht ge-
, neigt, wie die wilden Thiere, uns anzufallen, sondern
, in Gesellschaft zu leben, und uns zu unterstützen. ,

, Ach wir armen Menschen! wie könnten wir uns
, unterstützen, wenn uns die Gnade nicht unterstützte,
, wie könnten wir etwas gutes wirken, wenn es die
, alleinwirkende Gnade nicht wirkte. ,

, Freylich! wir haben alles durch die göttliche Gnade.
, Aber die Gnade wirkt nicht wie der Keil auf den
, Klotz. Gott hat die Kräfte zum Guten in uns selbst
, gelegt. Er hat uns Verstand und Willen, Nei-
, gungen und Leidenschaften gegeben. Er will, daß
, wir thätig seyn sollen, so viel gutes zu thun, als
, uns möglich ist. Er hat Würde und Güte in die
, menschliche Natur gelegt. ,

, O welch ein Selbstbetrug, mein lieber Bruder!
, rief der Fremde mit einem tiefen Seufzer aus: Wenn
, wir

, wir Gott wohlgefällig werden wollen, so müssen wir
, nichts als lauter Elend und Unwürdigkeit an uns
, sehen:

, Wollt ihr zu Jesu Heerden,
, So müßt ihr gottlos werden! *)
, Daß heißt, ihr müßt die Sünden
, Erkennen und empfinden.,

, wie ein theurer Knecht Gottes singet. Wir müssen
, an der Gnade hangen, die Gnade alles wirken
, lassen, der Gnade alles Gute zuschreiben; denn
, wird die Gnade in uns erst recht groß, wenn wir
, recht klein, recht unwürdig werden.,

, Wenn wir uns mit den Siechen
, Ins Lazareth verkriechen!,

Sebaldus zuckte die Achseln, und sagte: , Dieß sind
, gefälschte Schalle, die einer verderbten Einbildungs-
, kraft heilig scheinen, die aber keinen Sinn enthal-
, ten. Wir besitzen Kräfte zum gutem. Wer dieß
, läugnen wollte, würde Gottes Schöpfung schänden,
, der uns so viele Vollkommenheiten gegeben hat. Ohne
, den Einfluß einer übernatürlich wirkenden Gnade zu
, erwarten, können wir Tugenden und edle Thaten
, ausüben. Oder sind etwan Wohlwollen, Men-
, schenliebe, Freundschaft, Großmuth, Mitleiden,
, Dankbarkeit nicht Tugenden?

, Schein:

*) Woltersdorfs sämtliche neue Lieder. Berlin 1768. S. 37.

Scheintugenden, mein lieber Bruder, weltliche
 ehrbare Scheintugenden. Mit solchem Bettlersman-
 tel, will der unwiedergebörne Mensch, den Ausatz
 seiner natürlich verderbten Natur bedecken. Mit die-
 sen sogenannten Tugenden aber, kann man auf
 ewig in den Schwefelspuhl geworfen werden, aus
 welchem keine Erlösung ist. Dieß sind nicht die wahr-
 ren gottgefälligen Tugenden. Wenn Tugenden nicht
 aus der Gnade entspringen; so sind sie ^{geschminte} glänzende
 Laster zu nennen.

Wozu soll man so seltsame Benennungen erden-
 ken? Ich vergebe z. B. den Räubern die mich be-
 raubt haben, ich wünsche ihre Besserung. Dieß ist
 so wenig die Wirkung einer übernatürlichen Gnade,
 daß es vielleicht bloß nur die Wirkung meines Alters,
 oder meines Temperaments ist. Ist dieß aber des-
 wegen Gott nicht gefällig? Ist es ein Laster?

Wenn es nicht aus Herzlichkeit zu dem blutigen
 Versöhner geschiehet, so ist es nichts als ein weltli-
 ches Tugendbild, eine nachgemachte Frömmigkeit,
 bey der man ewig verlohren gehen kann!

Sprechen Sie doch nicht so! Hiemit kan man al-
 ten Mütterchen allensfalls eine Furcht einjagen, aber
 aber man beweiset nichts. Ich habe über diese Sa-
 chen reiflich nachgedacht, und ich finde, daß weder

eine blutige Verſöhnung, noch eine ewige Verdammniß, mit den erhabenen Begriffen, die wir von Gott haben müſſen, zuſammenſtimmen.

„Ja! Ja! ſo geht es! je mehr die Weſen alles durch ihre bloße Vernunft einſehen wollen, deſto weniger erkennen Sie ihre angebohrne Blindheit und und Finſterniß. Mir fällt hiebey ein, was ein lieber Sohn des Heilandes ſagt: *) „Es iſt unvermeidlich, daß Seelen, die ſich nicht ganz in das „evangelische Weſen verlohren haben, daß ſie ihren „Biſſen Brod, den ſie in den Mund ſtecken, „gleichſam in dem Heilande verzehren, und denen „das im Namen Jeſu auf den Abtritt gehen, noch ein Geheimniß iſt, in allerhand Verdenklichkeiten verfallen; aber die Gnaden und Bundeſente verſtehen ſich auf halbe Worte, und wiſſen die Theilung des Tempels des Heil. Geiſtes in allen Ein- und Ausgängen, ohne Kopfbrechen zu machen.“

Sebaldus ſtarrete den Fremden an, ohne ein Wort zu ſagen. Dieſer glaubte vielleicht, er verſtummte aus Bewunderung oder Entzückung; Er fuhr alſo fort:

„Ach

*) Der Pietiſt hat dieſe Worte buchſtäblich aus den Biſdingſchen Sammlungen. 8ten Stück S. 257. genommen.

„Ach lieber! laß dich von der alleinvertikenden Gnade ergreifen! Laß dich von der Kraft des Wundesblutes anfassen. Bete herzlich um die Wiedergeburt. Bete daß du bald zum Durchbruch kommen mögest. Bete, bete, ich will mit dir beten, lieber Bruder!“

Sebalduß sagte sehr kalt: „Ich pflege das Vater unser zu beten, darinn steht nichts vom Durchbruche, nichts vom Wundesblute, nichts von der Wiedergeburt und von der alleinvertikenden Gnade.“

Der Pietist schlug die Hände über sein Haupt zusammen, und tief aus: „Welcher Unglaube! welche fleischliche Sicherheit! O betrüge dich nicht Mensch! die Ewigkeit wird kommen, Quaal ohne Ende für den Sünder! —“

Sebalduß geriet in Eifer, und fieng an die ^{Heiligtümer} Hölle mit dem besten ihm beywohnenden Grün den, zu widerlegen, aber der Pietist, der sich von je her auf inneres Gefühl, nie aber auf Gründe eingelassen hatte, antwortete nichts, sondern schlug nochmals die Hände über sein Haupt zusammen, hob die Augen gen Himmel, und fieng an, so laut er konnte, nachfolgendes Lied zu singen:

A 5

*) In spät ist's zu erfahren, was Hül' und Ewig-
keit, ach! willst du's darauf sparen, thu's nicht, heut
ist's noch Zeit, befehre dich von Herzen, daß du der
Quaal entgehst, denk, dann giebt es nicht Scherzen,
wenn du vorm Richter siehst.

Der dir das Urtheil fället, das Leben rund ab-
spricht, zum Teufel dich gefellet, des ewigen Lobsges-
richt, o Peter! Ach! Weh! Jammer! Welch Heulen
wird da seyn, wenn in die Marterkammer, der Hen-
ker schleppt hinein.

Dahin, wo keine Neue, kein Klagen helfen kann,
die Marter geht aufs neue nach tausend Jahren an!
Da ist kein Glied so kleine, das nicht sein Leiden hat,
der Leib der fühlt das seine, die Seel' auch früh und
spät.

III

*) Der Leser glaube nicht etwa, daß ein solches Lied zu
Behufe dieses Gesprächs erdichtet worden. Er darf
auch nicht glauben, daß es etwa ein unbedeutendes
Schwärmer für den Winkel eines fanatischen Conventitets
verfertigt habe. Nein! dieß Lied steht S. 792. eines, in die
evangelisch-lutherischen Kirchen in der Churmark, unter
öffentlicher Autorität, eingeführten Gesangbuchs, betitelt:
Geistliche und liebliche Lieder, welche der Geist des Glaus-
bens durch D. M. Luther, Joh. Hermann, Paul Gerhard,
und andere seiner Werkzeuge, in den vorigen und igtigen
Zeiten gedichtet, und die bisbet in den Kirchen und Schü-
len der Königl. Preuß. und Churf. Brandenb. Lande be-
kannt, u. s. w. herausgegeben von Johann Porst, Königl.
Preuß. Consistorialrath, Probst und Inspector zu Berlin,
Betruckt zu Berlin in 12.

In großer Furcht und Schrecken, in finst'rer Dunkelheit, wird die Verdammten decken, Angst, Grauen, Traurigkeit, die Zähne werden klappen für Frost und großer Hitz, und werden blindlings tappen, nach einem feuchten Sitz.

Sie werden ewig fallen ins Loch, das keinen Grund, und auf einander prallen zusammen in dem Schlund, sich beißen, fressen, nagen, sich fluchen, lästern stets, der Tod wird sie recht plagen, ohn Ende: Seht, so gehts.

So geht es den Verfluchten in ihrem Höllenloch, den Schleimern und Verruchten, ach gläubets, gläubets doch, wolt ihr daran noch zweifeln? so wahr ist, so wahr Gott, ihr fahret zu den Teufeln, wo ihr das halt't für Spott!

Dies Lied sang Sebaldus nicht mit, vielmehr zeigte er unter Absingung desselben sichtbare Reizetren der Ungeduld. Nach dessen Endigung, gerieth er einige Minuten lang in ein tiefes Nachsinnen, und fragte endlich seinen Mitwandlerer:

Sind Sie denn also ein Wiedergebohrner?

Ja, antwortete er, mit sehr sanfter Stimme: das bin ich durch Gottes Gnade. Vor drey Jahren, den 1ten September, Nachmittags um 5. Uhr, hatte ich zuerst das selige innere Gefühl der Gnade,
die

die bey mir zum Durchbruch kam, seitdem habe ich
an der Gnade beständig gehalten, bin nie der
Gnade satt worden.

„Also glauben sie doch gewiß ewig selig zu werden?
„Ach ja! dessen bin ich gewiß:

„Denn ich will stets ein Bienelein
„Auf des Lammes Wunden seyn
„Und fahren so in'n Himmel rein.

„So! Und werden ewige Freude haben, und wer-
den ganz geruhig zusehen,*) wie Millionen ihrer
Nebenmenschen sich beißen, fressen, nagen, sich
fluchen und lästern, wie der Tod sie recht
plagt

*) Manchen eifrigen Gottesgelehrten, muß es nicht so anstößig
seyn, als dem ehrlichen Sebaldus, daß die Seligen im Him-
mel die ewige Qual der Verdammten ganz geruhig, ohne Mit-
leid, ansehen sollen. S. D. In M. Cyriacus Höfers Kurz-
zen und richtigem Himmelsweg: wie ein Kind in 24 Stun-
den lernen kann, wie es soll der Hölle entgehen und ewig
selig werden, einem Katechismus, der im Churfürsten-
thume Sachsen, und vielleicht auch in andern Provinzen,
in vielen Schulen, zur Unterweisung der Jugend gebraucht
wird, und der noch 1772 zu Leipzig gedruckt worden, findet
man S. 97. folgende Fragen und Antworten:

„Wenn du welche der Deinen würdest in der Hölle sehen
„würde dir die Marter zu Herzen gehen, oder würde sie
„dir nicht zu Herzen gehen?„

„Antw. Sie würde mir nicht zu Herzen gehen.„

„Warum wird sie dir nicht zu Herzen gehen?„

„Antw. Weil alsdenn mein Willen mit dem Willen
„Gottes übereinstimmen wird.„

plagt ohne Ende. Welcher Gräuel! Können Menschen ihre Nebenmenschen so verdammen, und können mit Wohlgefallen von ihrer Verdammung ein feyerliches Lied singen!

Der Pietist lächelte, und sagte mit sanfter Stimme. Da siehet man den natürlichen Menschen! Ich verdamme sie ja nicht, sondern (er lächelte nochmals) die Bibel verdammet sie. Da steht es deutlich,

Sebaldus fuhr sehr heftig heraus: Mein, das steht nicht in der Bibel; und wissen Sie, wenn es darinn stünde, so wäre sie nicht Gottes Wort. Ich möchte eben so gern ein Atheist seyn, als solche abscheuliche Begriffe von Gott haben, daß er uns das Leben rund abspricht, daß er uns dem Teufel zugesellet, daß er uns durch Henker in Marterkammern schleppen läßt, wo keine
 ,Neue

Will man denn nicht endlich einsehen, wie unsinnig es ist, bey Kindern, indem man ihnen die Lehren der Religion beybringen will, die edlen Empfindungen der Menschlichkeit zu unterdrücken, und wie abscheulich, sie zu lehren, daß ihr Willen mit dem Willen Gottes übereinstimme, wenn sie die übersehtenglichen Leiden anderer Menschen sich nicht zu Herzen gehen lassen. So lange solche Ungeheuerheiten noch in unsern Kapeschnismen stehen, dürfen wir den Spötter nicht anklagen, der einem Kapuziner die Worte in den Mund legt: „Et moi Prédestiné, je zirai bien quand vous serez damné.“

Keine, keine Klagen helfen kann. — Entschlich!
 von Ihm so zu denken, dem Vater des Lebens, dem
 Geber alles Guten! —

Sebaldus war in großen Eifer gerathen; er brach
 plötzlich ab, und fieng an nachzudenken, wie der gute
 Mann gemeiniglich that, wenn er merkte, daß er
 sehr heftig geworden war, um zu überlegen, ob er sich
 auch vergangen, oder zu viel geredet habe.

Der Pietist bewegte den Zeigefinger seiner rechten
 Hand zweymal auf und nieder, und sagte lautmäßig:
 thiglich:

Lieber Bruder, ich beweine deinen erschrecklichen
 Unglauben; und du kannst noch in ungöttlichen Eifer
 gerathen! Hier kann man den sichtlichen Unterschied
 des Standes der Natur und der Gnade sehen.
 Wer in der Gnade ist, der ist so ruhig, der erträgt
 alles, der erduldet alles, stellet alles Gott anheim. —

Indem er dieß sagte, sprangen unvermuthet zwey
 Räuber, von welchen damals, nach eben geschlossenem
 Frieden, die ganze Gegend wimmelte, mit gezogenen
 Säbeln aus einem dicken Gebüsch, und fielen die
 Reisenden an. Sebaldus gab mit dem ruhigen Be-
 wußtseyu, daß er sich nicht wehren konnte, und daß
 er wenig zu verlieren hätte, das wenige Silbergeld
 her, das ihm übrig geblieben war. Der Pietist hiez
 gegen

gegen war unter den Händen der Räuber todtentblä, zitterte, und bezeigte sich sehr ungeberdig. Er wälzte sich auf die Erde, suchte seine Uhr zu verbergen, empfing aber darüber verschiedene Stöße und Schläge. Seine Taschen wurden demungeachtet sämtlich ausgeleeret. Man nahm ihm auch sein neues feines Kleid, und den einen Räuber gelüftete endlich nach seinen ganz neuen Stiefeln. Er mußte, alles Weigerns ungeachtet, sich auf die Erde setzen, um sie auszuziehen: da aber einer noch nicht völlig ausgezogen war, entstand ein Geräusch im Busche, und ein Hund schlug an. Hierüber wurden die Räuber flüchtig. — Der Pietist sprang auf, und schrie aus Leibeskräften: ‚Halt Diebe! halt Diebe!‘ Als aber niemand kam, so setzte er sich, mit dem Stiefel in der Hand, abermals unter einen Baum, um recht herzlich auf die Bösewichter zu fluchen, die die Straßen berauben. *)

B 2

Zulezt

*) Er soll, wie verschiedene Nachrichten bezugen, den frommen Wunsch hinzusetzen haben, daß ihnen, wenn das eiskalte Fieber ihre Glieder zerrütete, weder bittere Essenz noch Kirchengebet helfen möchten, welchen Wunsch der Verfasser des Gedichts Wilhelmine, der, nach Art der Dichterin, wegen der genauen Bestimmung der Zeiten und Personen, wohl die ungedruckten Urkunden nicht eben mag nachgeschlagen haben, dem Sebaldus beylegt. (S. Wilhelmine S. 79.) Es ist aber sehr unwahrscheinlich, daß Sebaldus einen solchen Wunsch sollte gethan haben, da
aus

Zuletzt sagte er zum Sebalduß, indem er ihm ins Stiefel ein geheimes Täschchen zeigte, worinn er sein Gold verwahret hatte: ,Sehen Sie nun, wie der Herr, die Gottlosen mit Blindheit schlägt. Ist nicht dieß, Gold durch ein Wunder gerettet worden? Hier zog er seinen Stiefel an, und stand auf.

Sebalduß versetzte: ,Ich finde, daß der Stand, der Natur und der Gnade, wie Sie vorher bemerkten, wirklich unterschieden ist. Ich natürlicher Mensch kann den Verlust meines Geldes ruhig ertragen. Es waren freylich nur wenige Groschen, aber mein letzter Heller ist mit weg. Ihnen ist noch weit mehr übrig-geblieben, als ich vorher hatte. Ey! Ey! ein Wiedergeborener sollte wenigstens nicht, fluchen!

Der Pietist ward feuerroth, und sagte stotternd: ,Die Bösewichter verdienen den Fluch, daß sie, wie Sie vorher ganz recht sagten, Menschen wie wilde Thiere anfallen, da wir uns einander unterstützen sollten. Ach! und das wenige Gold hat der Herr nicht meinerwegen mir so wunderbarlich erhalten, sondern um nothleidender Brüder und Schwestern willen, aus sichern Nachrichten erhellet, er sey der Meinung gewesen, daß das Kirchengedot überhaupt keine Krankheiten lindere.

ten, für die ich von christlichen Seelen gesammelt habe. Wiewohl ich izt selbst nothleidend bin, — Er hatte nicht ganz unrecht, denn er stand im bloßen Hemde da, indeß ein ziemlicher Landregen zu fallen anfieng, Sebaldus zog ungebeten seinen alten Ueberrock aus, und überreichte ihm denselben.

Nehmen Sie, sagte er; ich begehre freylich ein ^{schmattes} glänzendes Laster, indem ich Ihnen diesen alten Kittel anbiete. Aber der Regen fällt zu stark, als daß wir izt keine Distinktionen machen könnten.

Der Pietist nahm den Ueberrock stillschweigend an; und weil beide Wanderer vielleicht über das Vorgefallene nachzudenken für gut fanden, so schwiegen sie auch den übrigen Theil des Weges, bis sie gegen Abend in Wustermark ankamen.

Zweyter Abschnitt.

Es scheint, der Pietist war einer von den angesehenen Personen des Konventikels, deren Heiligkeitsgeruch sich gemeiniglich, zehn bis zwölff Meilen in die Runde, unter den frommen Seelen ausbreitet, die daher bey jedem Bruder und jeder Schwester auf ihren Reisen willkommen sind, und in deren Häusern mit eben der Zuversicht einsprechen, mit der ein reisender

Mönch, in ein an dem Ende seiner Tagereise liegendes Kloster eintritt. Unser Wanderer hatte eben diese halb Wustermark zum Nachtlager erwählt, weil er wußte, daß daselbst eine fromme wohlhabende Bauerswittve wohnte, in deren Haus er auch so gleich gieng, und den Sebaldus seinem Schickal überließ, der in einer elenden Dorfschenke eine Stube voll allerhand Gesindel antraf, unter welchem er sich diese Nacht wenig Ruhe versprechen konnte.

Man hat bemerkt, daß bey den Fröndlingen männliches Geschlechts, mit heißem Eifer für fromme Uebungen sehr oft eine große Hartherzigkeit verknüpft ist, seltener bey denen von weiblichem Geschlechte. Die Bäuerinn hörte von ihrem Gaste kaum, daß er noch einen Reisegefährten habe, welcher, gleich ihm, von Räubern geplündert worden: so kam sie in die Schenke, und lud den Sebaldus zu sich ein. Sie trug auf, was ihr Haus vermochte, und die Wanderer erquickten sich.

Nach Tische fieng der Pietist die Betstunde an, mit der die reisenden Heiligen, da wo sie einkehren, gemeinlich ihre Zechen zu bezahlen pflegen. Sebaldus, so sehr er eine dürre Dogmatik, und eine störrische Polemik haßte, so sehr war er ein Freund herzlicher Andacht. Er war daher sehr erbaut von der
stillen

stillen Aufmerksamkeit der Bäuerinn und ihrer Kinder. Auch der Vortrag seines Reisegefährten war ihm nicht zuwider; denn dieser besaß vollkommen die Biegsamkeit, mit welcher Leute seiner Art sich bestreben, bey denjenigen, die sie nicht bekehren können, wenigstens eine gute Meinung von sich zu hinterlassen. Er vermied also in seinem Vortrage, sehr weislich, alle Punkte, über die, wie er unterweges gemerkt hatte, Sebaldus anderer Meinung war, und hielt sich bey allgemeinen ascetischen Betrachtungen auf, die der Bauerfamilie begreiflich schienen, und bey dem Sebaldus gleichförmige Gedanken erregten, mit denen er sich sehr zufrieden zur Ruhe legte.

Den Morgen früh, nach eingenommenem reichlichem Frühstück, dankten sie ihrer Wohlthäterinn, und setzten ihren Weg weiter fort. Sebaldus genoß den schönen Morgen, sang ein fröhliches Morgenslied, und war so innig vergnügt, daß er gar nicht daran dachte, wie mißlich sein Zustand war, und welchen Zweck die Reise, auf der er ist eben begriffen war, haben könnte, bis sein Reisegefährte selbst das Gespräch auf Berlin brachte, wohin sie giengen. Dieser besaufzete, mit auf die linke Achsel gesenktem Haupte, und gen Himmel erhabenen Augen, das Elend dieser großen Stadt, wo, wie er versicherte, die Religion



ein Gespötte sey, wo niemand in die Kirche gehe, wo ein jeder rechtschaffner Christ verachtet werde, und wo Notten und Kezereyen regierten. Er beklagte den Sebalduß recht geflissentlich, weil er, als ein Fremdling, der sich nicht in den besten Umständen befinde, in dieser Stadt voll Irrgläubigkeit und voll Unglaubens, ganz gewiß werde umkommen müssen.

„Ich habe, sagte Sebalduß, bessere Hoffnung. Ich weiß aus der Erfahrung, daß bey dem, was viele Leute Unglauben und Kezerey nennen, die Liebe des Nächsten sehr wohl bestehen kann.

„Nein! Nein! rief der Pietist mit erhabener Stimme, wo Glauben ist, da ist auch Liebe! die findet man aber in dieser Stadt, ja im ganzen Lande, gar nicht. Da herrscht lauter Eigennutz und Betrug, da gehen alle Laster im Schwange, da ist die Unchastigkeit aufs höchste gestiegen, da ist alle christliche Liebe erloschen.

Er sagte dieses mit so vieler Dreistigkeit, und versicherte so oft, er kenne Berlin, wo er sich oft aufgehalten habe, so genau, und es sey überhaupt eine weltbekannte Sache, daß Sebalduß anfieng darüben nachdenkend zu werden.

„Ich gestehe, sagte er, nach einiger Ueberlegung, wenn die Einwohner dieser Stadt, ja dieses ganzen Landes,

Landes, so beschaffen sind, als Sie sie beschreiben, so muß es ein wahres Unglück seyn, unter ihnen zu wohnen. Aber, fuhr er fort, — nachdem er nochmals ein wenig gestaunt hatte, — sollten Menschen, die so gesinnet sind, wohl in Gesellschaft leben können? Sollte ein Staat wohl in kurzer Zeit blühend werden können, der lauter solche Bürger enthielte? Und doch soll, wie man mich versichert hat, der Preussische Staat, nur seit Menschengedenken, sehr blühend geworden seyn; besonders soll ja Berlin am Wohlstande seit dreißig Jahren sichtlich zugenommen haben.

Der Pietist, der dieses Raisonnement nicht fassen konnte, sagte mit dummer Gleichgültigkeit: Was hat das Zeitliche mit dem Himmlischen zu thun? Die Kinder dieser Welt sind immer klüger, als die Kinder des Lichts! Glauben Sie mir gewiß, es giebt in dieser großen Stadt, einige wenige fromme Seelen ausgenommen, die noch ihren Heiland lieb haben, nichts als böse Atheisten, die keinen Gott, keinen Teufel, und keine Hölle glauben.

„Ey nun! sagte Sebaldus, wenn diese Leute keinen Gott glauben, so glaube ich einen, und weiß, daß er keinem seiner Geschöpfe mehr Elend auflegen wird, als es tragen kann.“

Dritter Abschnitt.

Sie waren unter dergleichen Gesprächen durch Spandau gegangen, und hatten sie nur unterbrochen, um beym Hereingehen und Herausgehen die kurzen Fragen der wachhabenden Unterofficiere zu beantworten, die ein Paar so unansehnliche Passagiere nicht des Aufschreibens oder Meldens werth hielten. Als sie an Charlottenburg kamen, erblickte Sebalbus, mit Vergnügen, jenseit der Spree im königlichen Garten, die lange Allee dichtbelaubter Kastanienbäume, unter denen einige einzelne Spaziergänger auf- und abgiengen. Er blieb auf der Brücke stehen, um noch einmal darnach zurück zu schauen. Vor dem Schlosse hingegen gieng er vorbey, ohne daß es ihm nur einmal eingefallen wäre, zu fragen, was für ein großes Gebäude dieß wäre. So sehr war er gewohnt von den Schönheiten der Natur schnell gerührt zu werden, und so wenig aufmerksam war er auf alle Pracht der Kunst.

Sie kamen nunmehr in den berlinischen Thiergarten. Je mehr sie fortgiengen, desto mehr ward Sebalbus entzückt. Man muß anmerken, daß in der Nacht ein starker Strichregen gefallen war, welcher den Sand, mit dem die Natur in diesen Gegenden

so freygebig gewesen ist, zum Stehen gebracht, und den Staub von den Daumbblättern abgewaschen hatte, den tausend Frauenzimmerschleppen, nebst einer verhältnißmäßigen Anzahl von Wagenrädern und Pferdefüßen, bey trockenem Wetter im Thiergarten zu erregen pflegen. Den Vormittag hatte sich das Wetter aufgeklärt, und bereits seit einigen Stunden, schien die Sonne. Die gänzlich reine Luft erhob das Grün der Bäume, das auf mannigfaltige Art abwechselte das Auge belustigte.

Die Wanderer sahen die glückliche Mischung dunkler Fichten mit schlanken Ulmen, hellgrünen weifirndigen Birken, und glatten Alacien unterbrochen, denen hundertjährige majestätische Eichen zum Hintergrunde dienen. Melancholische Gänge von dichtem Lerchenholze, und von düstern Eibenbäumen, führen auf weite Plätze und auf grüne Säle mit Statuen geziert, und mit Hecken von jungen Eichen, und von immergrünem Nadelholze umkränzt. Sie giengen durch beschattete Gänge, mit Linden, und breitbelaubten Platanusbäumen besetzt, hinter welchen dichte Gehäusche von Erlen und Effen die feuchten Gründe anfüllen, neben ihnen der verwachsene Wald, wo einsam der sokratische Ahorn wächst, und die Pappel und der Washolder, wo die weit sich ausbreitende Buche,

Büche, ihre grünen gestreckten Aeste wiegt, und erhabene Tannenfichten auf schlankem und geradem Stamme, die belaubte Krone, hoch über den dichten Wald, einzeln himmelan strecken. Der frische Geruch des Nadelholzes, vom Regen ausgelockt, und balsamische Lindenblüthe, erquickten sie, so wie sie giengen, und beyrn Uebergange über jede Querallee, begränzte die Aussicht der benachbarte Spreestrom, auf dem aufgespannte Segel vorbeyswallten.

Sie kamen endlich Nachmittags gegen drey Uhe auf den Platz bey den Zeltern, den, weil es Sonntag war, eine Menge Spaziergänger anfällte. Zwar war noch nicht die modische sechste Stunde da, welche die schöne Welt in den Zirkel zusammen bringt, um zu sehen, und gesehen zu werden. Die Excellenzen und die gnädigen Damen hatten sich nicht längst erst zur Tafel gesetzt. Die Kenner im Essen kaueten noch an den reichgewürzten Frikasseen, schmeckten die zusammenconcentrirten Säfte der feinen Ragouts, in Schüsseln mit *Ufa Sötida* gerieben, und zogen im voraus das Fülmet des raren Wildes in sich, das ihrer Zähne wartete. Die reichen Kapitalisten, waren eben vom Burgunder und sechs und zwanziger Rheinweine gesättigt, und stengen an, beyrn Desserte, den Peter Semeyns, Syrakuser, Rivesaltes und

Cap:

Capweim aus kleinen Gläsern zu schlürfen. Die schönen Damen bürgerliches Standes, waren eben im Begriffe zu Kaffeewisiten zu fahren, und ordneten die Geschichte des Tages, so wie sie sie erzählen wollten, in ihrem Kopfe zusammen, und die französische Kolonie war noch in der Vesperpredigt.

Kurz, es war halb ^{drey} vier Uhr, und es war also vor der schönen Welt noch wenig zu sehen; hingegen wimmelte der Platz von den glücklichen Söhnen der Erde, die alle Sorgen der Woche am Sonntage völlig vergessen, und sich und ihr Leben, bey einem Spazlergange, und bey einem geringen Labetrunkte, herzlich genießen. Arbeiter auf Weberstühlen und in Schmiedeeissen, füllten die Zelter an, und ließen ihren Groschen unter lautem Gelächter aufgehen, oder steckten ernsthaftiglich über das gemeine Beste ihre Köpfe zusammen, weißagten neue Auflagen, und fällten Urtheile über Gerüchte von bevorstehenden Kriegen.

Der Zirkel, der nach drey Stunden der Schauplatz der Schönen, vornehmen Standes, seyn sollte, war ist vom gemeinen Manne, im besten Anpufe und voll fröhliches Muthes, angefüllt. Da war mancher gesunder Jüngling, im neugewendeten Rocke und mit goldner Troddel am Hute köstlich gepunkt, neben ihm in silberbebrämter Mütze, seine rothbäckige Liebste,

die.

die, zur Feyer dieses ihm, längst versprochenen Spazierganges, ihre sämtlichen sechs Röcke übereinander gezogen, und ihre neuen kalmanenen Schuhe nicht vergessen hatte. Hinter ihnen, das Bild der ehelichen Verträglichkeit, ein ehrlicher Handwerksmann, der seinen jüngsten Knaben im langen Rocke auf dem Arme trug, indeß seine Frau ihres Mannes Stock in ihrer rechten Hand führte, ihre fünfzehnjährige Tochter ihr zur Linken, in der Schönheit der Jugend, mit niedergeschlagenen Augen, die unter der emporstehenden Haube sanft hervorblickten. Die große Allee von der Stadt her, war von Spaziergängern zu Fuß und zu Pferde bedeckt, und einige Wagen brachten wohlbeleibte Tanten und bürgerlich erzogene Nichten, bis ans Thor, die nur die Reize eines angenehmen Spazierganges suchten, und auf wohlfrisirte Köpfe, und Aufsätze nach der neuesten Mode Acht zu haben, nicht waren gewöhnt worden.

Sebalduß Stirn erheiterte sich bey dem Anblicke so vieler vergnügten Leute. Des Pietisten Stirn aber ward dadurch noch mehr gerunzelt. Er rief voll geistliches Verdrusses aus: „Siehe da die Kinder Daniels, wie sie den Lüsten des Fleisches nachziehen! Wie sie den Weg der Sünden gehn, reiten und fahren! Immer gerade in den höllischen Schwefel, pfuhl hinein!,
Behüte

„Behüte Gott! sagte Sebalduß: Ich sehe nichts
 ,sündliches darinn, daß diese Leute den herrlichen
 ,Tag genießen, den uns Gott giebt, so weit ich se-
 ,hen kann, ist ihr Vergnügen sehr unschuldig.“

„O, wie sündlich! sagte der Pietist mit entflamm-
 ,ten Augen: das ist recht des Teufels Lockspeise, wenn
 ,er uns mit dem weltlichen Vergnügen anführer
 ,kann. Ein rechtes Gnadenkind kann kein anderes
 ,Vergnügen haben, als sein eignes Elend zu kennen,
 ,und zu fühlen was es heißt, ein rechter armer
 ,Sünder zu seyn.“

Sebalduß, dem diese gesalbten Weisprüche nicht
 gefielen, antwortete nichts, würde auch nicht zum
 Worte gekommen seyn; denn der Pietist, den die
 Herzlichkeit zum Zeilande ergriffen hatte, fieng
 an, die vorübergehenden zu ermahnen, ihnen die
 Abscheulichkeit des Spaziergehens an einem schönen
 Tage vorzustellen, und Ihnen dafür das Seiten-
 höhlchen anzupreisen, in welchem sie recht selige
 Spaziergänge halten könnten, u. s. w.

Einige giengen vor ihm vorbey, beynah ohne ihn
 zu hören, andere gafften ihn an, ohne zu wissen, was
 sie aus ihm machen sollten, andere schüttelten den
 Kopf. Endlich versammlete sich doch allerhand Pö-
 bel, der schrie und lärmte, und vom Tollhause zu
 reden

reden anfing, ja einige hoben Erdblöcker auf, und warfen sie über ihn weg.

Sebalduß fing an zu fürchten, daß der Auftritt ernsthafter werden möchte, und suchte seinen Reisesgefährten von seinem Vornehmen abzuhalten; diesem aber hatte der geringe Ansehen eine Art von Märtyrer zu werden, den Kopf angeflammt, und er fing an, mit stärkerer Stimme, den Vorübergehenden ein Wort ans Herz zu legen.

Endlich gerieth er an einen Kerl, der nach seinem braunen Kocke und rund um den Kopf herum abgeschnittenen Haaren, nichts anders als ein Schlächter oder Gerber seyn konnte. „Mein Freund, redete er ihn an, er gehet, um sich die Zeit zu vertreiben, o! wenn er wüßte, wie wohl dem ist,

„Der da seine Stunden

„In den Wunden

„Des geschlacht'nen Lammß verbringt.

„Herr, sagte der Kerl mit starren Augen: „was kann mir das helfen, ich bin vorigen Sonntag in's Lamme gewesen, aber das Bier war sauer.

„Und damit gieng er fort. Der umstehende Pöbel schlug ein Gelächter auf, und verließ unsre Reisenden. Der Pietist verstummte.

Die

Die Enthustasten pflegen, in der Hitze ihres Eifers, gewöhnlicher Weise einen Kothregen, und allenfalls auch einige Faustschläge, nicht zu achten, wenn es ihnen nur gelingt Aufmerksamkeit zu erregen: wenn sie aber trockner Weise ausgelacht werden, und niemand bey ihnen stehen bleibt, so kühllet sich ihr Eifer ab, und sie begnügen sich allenfalls, zwischen den Zähnen murrend, die dem Worte ungehorsamen Weltkinder dem Teufel zu übergeben.

So gieng es hier auch. Der Pietist schwieg mürrisch still, und Sebaldus, da sie indessen ins Thor traten, und unter den Linden fortgiengen, genoß die Schönheit dieser Allee, sog den Duft der Lindenblüthe ein, und freuete sich über die fröhlichen Gesichter, die ihm allenthalben entgegen kamen.

Sie giengen einige Straßen stillschweigend fort, bis sie an eine Kirche kamen, in welcher Gottesdienst gehalten wurde. „Siehe da! rief der Pietist aus, wie leer der Weg zum Gotteshause ist, und wie angefüllt der Weg zu den Häusern des Teufels war! O! wie ist doch alle Gottesfurcht, alle Liebe zum Heilande in dieser großen Stadt ganz ausgetilget! Wie wandelt doch jedermann im Pfade der Nachlässigkeit, läuft dem Teufel gerade in den Nachen, und stürzt sich in das ewige Verderben!.

E

Sebaldus



Sebalduß schauete ungeduldig einigemal rechts und links um sich.

O Stadt! fuhr der Pietist fort: die du bist wie Sodom und Gomorrha, wie bald wird Gott seinen feurigen Schwefelregen über dich ergießen! Und dieß wäre schon lange geschehen, wenn nicht wenige Gerechten in dir wären, um darentwillen dich der Herr schonet! Ja, mein Freund! (hier fieng er an zu weinen,) es giebt hier einige erwählte Seelen, die bis über den Kopf in den Wunden des Lammes sitzen, die zu einem Püncklein, zu einem Staublein, zu einem Nichts geworden sind, und sich nur in das blutige Lamm verliebt haben, diese halten noch die verworfene Stadt, daß sie nicht fällt.

Indem er dieses sagte, blieb er plötzlich an einer Ecke stehen, zog des Sebalduß alten Ueberrock aus, und gab ihn zurück. Sebalduß bat ihn, denselben so lange zu behalten, als er ihn brauchte. Nein, sagte er, ich trete nunmehr bey einem lieben Bruder ab. Wie wird dem sein Herz seyn, wenn er mich in meiner Nacktheit siehet, wenn er siehet, was ich um des Heilandes willen gelitten habe. Er wird dann thun, so viel ihn der Heiland heisset. Hier drückte er dem Sebalduß die Hand, wünschte ihm den Segen des Herrn, verließ ihn, klopfte an ein
vier

vierzig Schritte davon entferntes großes wohlgebautes Haus, und gieng, nachdem es geöffnet worden, hinein.

Sebalduß stand noch an der Ecke, mit dem Ueberrock auf dem Arme, und nachdem er denselben angezogen hatte, befand er sich an einem sehr heißen Nachmittage nichts besser. Er gieng voller Gedanken die Straße wieder herunter, die er gekommen war, und da er wieder an die Kirche kam, so trat er, weil er nichts bessers zu thun wußte, hinein.

Er fand die Kirche wider Vermuthen so gestopft voll, daß es ihm einige Mühe kostete, sich so weit durchzudrängen, daß er den Prediger deutlich verstehen konnte. Dieß war ein junger Kandidat, der mit zierlichem Anstande, eine erbauliche Rede von der wahren christlichen Liebe, beynähe zu Ende gebracht hatte, und ist eben bey der Zuganwendung war. Das Herz des guten Sebalduß erweiterte sich wieder, da er die vielen schönen Lehren des Predigers, und die Aufmerksamkeit der zahlreichen Zuhörer betrachtete; und die finstere Vorstellung von Berlin, welche seines Reisegefährten Bericht bey ihm verursacht hatte, fieng an, etwas aufgehelter zu werden.

Vierter Abschnitt.

Indeß war der Gottesdienst geendigt. Alle Zuhörer verließen die Kirche, und Sebaldus mit ihnen. Nun fiel ihm wieder ein, daß er nicht wußte, wohin er gehen sollte, indem er in seiner Tasche keinen Pfennig hatte, und in dieser weitläufigen Stadt gänzlich unbekannt war. Er fieng an, darüber verschiedene traurige Betrachtungen zu machen.

Indem er damit beschäftigt war, gieng der Kandidat vor ihm vorüber, welcher gepredigt hatte. Sein volles und rundes Gesicht, auf welchem die frühe Jugend blühte, war in eine weißgepuderte, in sanften Locken wallende Perücke gehüllet, die auf beiden Schultern sanft auffiel, und sich bis gegen die Mitte des Rückens in lang gezogenen Ringen kräuselte. Er sahe, mit einer süßen selbstgefälligen Miene, immer gerade vor sich hin, und dankte, mit langsamem Kopfschweigen, rechts und links den gemeinen Leuten, die seinen streifgestärkten Kragen, und den auf seinem Rücken schwimmenden Mantel grüßten, den er zu weisen mit der linken Hand zierlich aufnahm, indeß er mit dem in der rechten Hand habenden Hute, den Layen, für ihren Gruß, eine Art von Segen zu ertheilen schien.

Er

Er gieng in ein nicht weit entlegenes Haus, und in Sebaldus Geiste stieg plötzlich der gute Gedanken, oder nach gelehrter Eregese zu reden, die Offenbarung auf, daß er sich, in seiner gegenwärtigen Bekümmerniß, am besten an den Jüngling wenden könnte, welcher so fein von der christlichen Liebe gepredigt hatte. Er klopfte also an die Thür an.

Die Thür öffnete ein ältlicher Mann, der, wie sich hernach auswies, der Vater des Kandidaten war. Er war ein ehrlicher guter Krämer, der in den Abendstunden und Sonntagsnachmittagen gern Erbauungsschriften las, die er nicht ganz verstand. Er war daher in des hochtrabenden Demsters, in des mystischen Trescho, in des wortreichen Tiedens Schriften sehr belesen, und galt deshalb bey seinen Nachbarn für einen gelehrten Mann.

Das Herz häpfte dem ehrlichen Krämer, als Sebaldus nach dem Prediger fragte, von welchem er eben die schöne Predigt von der Liebe gehört habe. Es ist mein Sohn, rief er freudig aus: treten Sie, doch näher, mein lieber Herr!, und damit führte er ihn in die Stube.

Sebaldus fand den Kandidaten, unter den Händen seiner, über die erste Predigt ihres Sohnes noch entzückten Mutter, die ihm eben einen leichten

Schlafröck angezogen und eine weiße Mütze aufgesetzt hatte, und noch beschäftigt war, ihm den gelährten Schweiß von der Stirn zu wischen.

Sebaldus redete ihn an: „Seine Predigt mache ihm Muth, sich bey seiner istsigen Verlegenheit an ihn zu wenden. Er sey selbst ein Prediger, obgleich seines Amtes entsetzt. Er habe zweymal durch Näher, bey seinen letzten Heller, nebst seinen Empfehlungsbriefen verloren. Er bitte ihn nur um ein Obdach, und um guten Rath, wie er nothdürftig sein Brodt verdienen könne.“

Der Kandidat fragte ihn mit einer sehr weisen und ernsthaften Miene: „Warum er seines Amtes sey entsetzt worden?“

Sebaldus glaubte, dem Berichte seines gewesenen Reisegefährten zu folge, er werde sich am besten empfehlen, wenn er sich als einen Heterodoxen anbeuge. Er gestand also ohne Umstände, daß er wegen Abweichungen von den symbolischen Büchern abgesetzt worden.

„Abweichungen! rief der alte Krämer, o! wenn Sie doch das schöne Büchlein gelesen hätten, das wir neulich hier hatten: Tris! wo wars doch gedruckt? in Nürnberg? oder in Jena? da würden Sie haben lesen können, wie der liebe Mann die Abweicher abführt;

„fährt; 's ist 'n gelehrter Mann, warlich 'n gelehrter Mann, er würde Sie verachten, wenn er Sie kennete. — Der Mann hält was auf Orthodoxie.,

Er würde noch weit mehr geplaudert haben, aber der Kandidat, der es ungern sah, daß sein ungelehrter Vater geschwinder antworten wollte, als er, fiel ihm mit pathetischer Stimme ins Wort, und sagte: „Es thut mir sehr leid, daß Sie nicht besser auf die symbolischen Bücher gehalten haben. Hier zu Lande schwören wir leider! zwar nicht darauf, sie sind aber doch ein Pactum, und Pacta sunt servanda. — Und worinn fuhr er mit aufgeworfenem Unterkinnem fort, worinn fanden Sie denn für so nöthig von den symbolischen Büchern abzugehen?“,

Sebalduß, etwas kleinlaut, antwortete: „In der Lehre von der Ewigkeit der Höllestrafen.,

Der Kandidat schlug seine Hände über seine weiße Nüße zusammen, und rief aus: „Wie ist es möglich, daß jemand an einer so göttlichen Lehre zweifeln kann? Haben Sie denn den ersten Theil meiner Predige nicht gehört?“,

„Nein, sagte Sebalduß, weil er erst gegen das Ende derselben gekommen sey.,

„Das thut mir leid, sagte der Kandidat; denn ich habe darinn bewiesen, die wahre christliche Liebe er-



fodere, daß man alle diejenigen, welche nicht den wahren evangelischen seligmachenden Glauben haben, durch alle nur möglichen Mittel in den Schoß der Kirche zurück zu bringen suche, eben deshalb, damit man ihre Seelen rette, und sie nicht ewig verdammnet würden.

Er würde seine ganze Predigt wiederholt haben, wenn nicht der Vater in großem Eifer aufgefahren wäre: „Was? keine ewige Höllenstrafen? das wäre schön, wenn mein Nachbar an der Ecke gegenüber, nicht sollte ewig verdammt werden! Er, der das Predigtamt verachtet, der in gar keine Kirche gehet, der mir einen Proceß an den Hals geworfen, der ihn gewonnen hat! der gottlose Mann! der Atheist! der Separatist!“

Sebaldus wollte sich verteidigen; aber der Krämer nahm ihn beym Arm, und schob ihn höflich zur Thür hinaus.

Sebaldus war sehr betreten; weil er aber sahe, wie äußerst nothwendig es sey, sich an irgend jemand zu wenden, so gieng er zu dem Nachbar gegenüber, von dem er bessere Gesinnungen hoffte, weil er nicht so orthodox seyn sollte, als der Krämer.

Er fand einen Mann von blassem sanftmüthigem Ansehen, in einem simpeln grauen Rock, und einer
baum:

baumwollenen Perücke, der, an seinem Pulte sitzend, einen Posten in sein Hauptbuch trug.

Sebaldus erzählte ihm, was in des Nachbars Hause vorgefallen war, und wiederholte seine Bitte um einen guten Rath.

Der Separatist sagte mit schwacher und sanfter Stimme: „Ich wundere mich nicht über meines Nachbarn unchristliche Rede, denn er hat den Geist nicht, der das Leben liebt. Freylich sind die symbolischen Bücher eine Erfindung des Teufels, so wie der ganze geistliche Stand. Ein jeder wahrer Christ ist ein Hoherpriester. Die Geistlichen haben die Welt von je her verführt, und da Er mein Freund! von dem Stande ist, so gehe Er in Gottes Namen, wohin Er will, ich habe nichts mit Ihm zu schaffen.“

Er klopfte noch an einigen Thüren an, wo man ihn, als einen gemeinen Bettler, abwies.

Endlich gerieth er in ein Gelag, wo vier lockere Brüder zwischen acht Flaschen saßen, und sämlich von Weine glüheten. Sie hatten schon dreyimal ihren gewöhnlichen Zirkel von schlüpfrigen Wortspielen und abgeschmackten Spöttereyen über ehrwürdige Sachen durchgegangen, und hatten schon dreyimal sich geküßelt, über das zu lachen, was nicht lächerlich ist, und sie waren eben im Begriff, trotz der Dünste

des Weins, mit dem sie ihre hirnlosen Köpfe anfeuert
 ten, in ein allgemeines Gähnen zu gerathen. Der
 Zufall führte ihnen den Sebaldus zu, dem sie gleich
 ansahen, daß er sehr leicht aufzuzäumen seyn würde.
 Der wichtigste unter ihnen, nachdem er den andern
 einen Wink gegeben hatte, nahm den Sebaldus, der
 eben wieder aus der Thür zurücktreten wollte, mit
 freundlicher Miene bey der Hand, ließ ihn sich nieders
 setzen, und fragte ihn um sein Anbringen. Er schien
 ihn recht sehr zu bedauern, fragte dem guten Sebald
 dus, dessen Herz gewöhnlicher Weise auf seiner Zun
 ge saß, sehr bald seine Geschichte ab, und er
 fuhr auch von ihm seine Neigung zur Apokalypse,
 der er den lautesten Beyfall zu geben schien, indes sei
 ne Gefährten im innern Munde lachten. Er bed
 auuerte mit scheinheiliger Miene den Sebaldus, we
 gen seiner vielen erlittenen Unglücksfälle, und fragte
 ihn, wie er sie habe so geduldig ertragen können.
 ,Unvermeidliches Unglück zu ertragen, wird einem
 ,weisen Manne leicht, und die Hoffnung jenes Le
 ,bens. — Hier konnte sich einer der Gäste, der dem
 Sebaldus gegen über saß, und ihn schon lange, den
 Kopf auf beide Ellenbogen gestützt, angegasset hatte,
 nicht länger halten, sondern schlug über jenes Le
 ben eine laute Lache auf. ,Du alter Narr, rief er,
 , du

„du wirst eben so wohl in nichts verwandelt werden,
als ich und wir alle; drum laß uns noch eins trin-
ken. Denn (er sang)

„Unser Leben währet kurz,
„Es vergeht geschwinde.“

Hiermit schenkte er ein volles Glas ein, und brachte es dem
Sebaldus: „Da trink mit, auf der Babylonischen Hure
„Gesundheit! Alle vier brachen in ein Pferdege-
lächter aus, und Sebaldus, der jetzt erst merkte in
was für Gesellschaft er war, ließ sich durch kein Zure-
den aufhalten, sondern eilte zur Thür hinaus, und
schöpfte nicht eher wieder frische Luft, bis er auf der
Straße war. Er empfand den ehrlichen Unwillen,
den ein kluger Mann allezeit empfindet, wenn er
merkt, daß er einer Gesellschaft von Narren zum
Schauspiele gebietet habe. Hierzu kam die Beküm-
merniß über seine nun mehrmals fehlgeschlagene
Hoffnung, sich die ersten Bedürfnisse des Lebens zu
schaffen.

Er wollte eben in laute Klagen ausbrechen, als
ihm sein gewesener Reisegefährte begegnete. Derselbe
war in einen guten tuchenen Rock gekleidet, gieng
mit niedergeschlagenen Augen ernsthaft einher, in
Gesellschaft, eines braunen von der Sonne verbrann-
ten Menschen von widriger Miene, der in Reiseklei-
dern

dern, und mit einem Hirschfänger umgürtet war. Er würde den Sebalduß nicht angesehen haben, wenn dieser ihn nicht bey der Hand genommen, und ihn also angeredet hätte:

„Ach! Sie haben wohl recht, daß in dieser Stadt, alle christliche Liebe erloschen ist. Aus den Häusern, weist man mich weg, und auf der Straße bin ich, unter hundert Menschen, die vor mir vorbehey ihren Vergnügungen oder Geschäften nacheilen, eben so einsam, als in einer Wüste. Der Tag fängt sich an zu neigen, und ich weiß noch nicht, wo ich ein Obdach finden soll. Großer Gott! was soll aus mir werden?“

„Ja freylich, sagte der Pietist, wo die seligmachende Gnade nicht ist, da ist keine Liebe; aber ein guter Christ muß doch nicht verzagen. Wiffen Sie was? wenn es dunkler wird, so gesellen Sie sich zu den Nachwächtern, und gehen mit ihnen auf eine Hauptwache, da können Sie schlafen. Morgen früh wird sich wohl etwas finden. Leben Sie wohl, ich muß eilen.“

Sebalduß wollte ihn noch aufhalten, aber er riß sich los; denn er sollte einem jungen Herrn noch heute unverzüglich Geld verschaffen, und das Pfand war sehr sicher.

Sebal:

Sebalbus, von aller Hülf verlassen, irrte noch einige Stunden, fast ohne Besinnung, auf den Straßen herum. Er hatte, seit dem frühen Morgen, noch nichts gegessen, er war von der Reise, und vom Gram äußerst ermüdet, alle seine Glieder ermatteten, alle Hoffnung verließ ihn, und er sank, als es anfing dunkel zu werden, beynah ohne es selbst zu wissen, unter dem Bogengange der Stechbahn in einen Winkel trostlos nieder. Hier lag er, unter den traurigsten Betrachtungen. Bald fiel ihm die Hartherzigkeit des Stauzins und des Präsidenten ein, die ihm in seinem Vaterlande nicht einmal die Luft gedünnet hatten; bald gieng ihm die Gleichgültigkeit der Einwohner Berlins ans Herz, die auf das Elend eines Nebenmenschen so wenig Acht hatten. Die Standhaftigkeit, die ihm sonst sein ruhiges Temperament gewährte, hatte ihn ganz verlassen. Er stieß laute Seufzer und die bittersten Klagen aus. Er erregte dadurch die Aufmerksamkeit vieler Vorübergehenden, die von Gasstereyen, oder Spaziergängen zurück kamen. Einige sagten: Da liegt ein Mensch!, andere: Was muß das für ein Mensch seyn?, andere warfen ihm ein Paar Dreyer zu, die einen Mann, dessen Gefinnungen das Elend noch nicht ganz hatte erniedrigen können, demüthigten, ohne ihm zu helfen.

End:



Endlich, da es schon ganz dunkel war, gieng ein Mann mit einer Laterne in der Hand vorüber, eben als Sebaldus einen tiefen Seufzer ausstieß, und in unzusammenhängende Klagen ausbrach. Er leuchtete ihm mit der Laterne gerade ins Gesicht, und fragte, was er begehre! Ha! sagte Sebaldus mit starren Augen: Ich möchte wohl einen mitleidigen Menschen sehen, denn in dieser Stadt kann eine menschliche Kreatur auf der Straße verschmachten, indess in allen Häusern Freude und Wohlleben herrschet.

Der Vorübergehende fragte weiter, und erfuhr in wenig Worten, wer Sebaldus sey, und die fehlgeschlagenen Versuche dieses Tages.

Sie haben sich, mein Freund, sagte der Mann mit der Laterne, lächelnd, nur an allzureiche Leute gewendet. Ein wohlhabender Mann kennet das wahre Bedürfniß eines Unglücklichen nicht recht, wirft ihm aufs höchste einen Dreyer oder Pfennig zu, und geht weg. Königen können am besten Könige, und Armen am besten Arme helfen. Stehen Sie auf. Er hob ihn auf, und führte ihn mit sich fort.

Dieser Mann war Schulmeister in einer von den Freyschulen für arme Kinder, die eine rechtschaffne Patri-

Patriotinn, *) bloß aus Liebe zu guten Handlungen, ohne Ruhmbegierde oder Eigennuß, zuerst angelegt hat, und die bisher bloß durch die Mildthätigkeit von Menschenfreunden unterhalten worden. Er hatte bey einer sauern Arbeit gerade das nothwendigste Auskommen. Seine Frau und einzige Tochter halfen arbeiten, um sich zu erhalten. Er stellte ihnen bey seiner Zuhausekunft den Sebaldus vor, der von ihnen mit herzlichem Gastfreundschaft empfangen ward. Sie erquickten ihn mit einer frugalen Abendmahlzeit, und hernach ward ihm, in einer Art von Abschlage auf dem Boden, ein Lager von frischem Stroh angewiesen, zu dessen Verbesserung sowohl, der Alte, als das gute Mädchen, jeder ein Stück Bette, hergab.

Fünfter Abschnitt.

Sebaldus, durch die Ruhe sehr erquickt, wachte erst gegen acht Uhr auf, und fand schon seinen Wohlthäter bey seinen Schülern, dessen Frau beym Seiden:

*) Die sel. Feldmarschallin von Spaen, setzte zuerst ein Collegium zu einer Freyschule aus, die im Jahre 1699. eröffnet ward. Auch die folgenden Freyschulen sind bloß durch Vermächtnisse, und freiwillige Beiträge edelmüthiger Wohlthäter bestanden. Im Jahr 1773 sind in sechzehn Freyschulen 980 arme Kinder umsonst unterrichtet worden. Der ihige Aufscher dieser Freyschulen, Herr Prediger Rauch, giebt jährlich eine Nachricht von dem Zustande derselben heraus.

Seidewickeln und die Tochter bey einem Nährhahnen beschäftigt. Er fieng sogleich ungebeten an, seinem Wohlthäter in seiner Schularbeit zu helfen.

Nach dem Mittagessen dankte er ihm, von ganzem Herzen, für seine gastfreye Aufnahme, und fügte die Bitte hinzu, daß er ihm Anleitung geben möchte, selbst sein Brodt zu verdienen.

Was meinen Sie zu verstehen, antwortete der Schulmeister, das hier in Berlin brauchbar wäre, und das Sie ausüben oder lehren könnten?

Ich habe gedacht, sagte Sebaldus, daß, da in dieser großen Residenz, die wichtigsten Landes- und Regierungsgeschäfte, Kriegsanschläge, Handels- und Nahrungsgeschäfte, u. s. w. vorkommen müssen, und da keine von diesen Sachen ohne Philosophie geführt werden kann, so würde ich am besten mein Auskommen finden können, wenn ich Unterricht in der Philosophie gäbe. Wenn ich auch nicht an die Großen käme, so muß doch ein jeder Bürger vernünftig zu leben suchen, und dieß kann ich nach den neuesten und gründlichsten Grundsätzen, des Hrn. D. Crusius lehren. Ich kann aus der Thelematologie, aufs unwiederleglichste, die Ethik, die natürliche Moralthologie, das Recht der Natur und die allgemeine Klugheitslehre

Lehre herleiten. Denen, die nicht so tief eindringen wollen, kann ich einen halbjährigen Kursus über Wüstemanns Einleitung in die Philosophie des Hrn. D. Crusius halten.

„Wer ist der Crusius? und wer ist der Wüstemann?“

„Wie? Herr D. Crusius ist ein weltberühmter Mann, den alle Gelehrten aus Einem Munde preisen, der die Thelematologie erfunden hat, der sich dem Wolfischen Fatalismus entgegengesetzt hat, der muß in Berlin in allen Gesellschaften genennet werden, dessen Schriften müssen alle Gelehrten sich zum täglichen Studium machen.“

„Es kann seyn. Ich bin kein Gelehrter, aber ich bin in vielen Häusern in Berlin bekannt; ich war drey Jahre Schreiber bey einem Mitgliede der Akademie der Wissenschaften, zwey Jahre Bedienter bey einem Minister, und anderthalb Jahre Küster bey einem sehr gelehrten Prediger, der mir alle seine Manuskrifte vorlas, und doch habe ich den Namen Crusius in meinem Leben nicht nennen hören. Und wie hieß der andere?, —“

„Magister Wüstemann. Dieser hat die freylich etwas weitläufigen Schriften des Hrn. Doktors in einen kurzen Begriff gebracht. Ich dünkte, er müßte

D

aus

auswärts eben so berühmt seyn, als Wichmann, Reinhard, Schmid, Pezold, die des Herrn Doktors lateinische Schriften, den Angelehrten zum besten, ins Deutsche übersetzt haben. Zudem wird, wie ich höre, in Leipzig und in Wittenberg über seine Einleitung gelesen.

Ich habe schon mehrmals bemerkt, daß Leute, die auf Universitäten für sehr berühmt gehalten werden, in Berlin keinem Menschen bekannt sind. Ich glaube überhaupt nicht, daß Sie in Berlin durch Philosophie Ihr Glück machen werden. Da hilft Gunst und Protektion, tiefes Deugen und langes Warten oft mehr, als das beste System. Was haben Sie sonst studirt, womit haben Sie sich außer der Philosophie am meisten beschäftigt?

Ich habe meine Nebenstunden hauptsächlich zu Verfertigung eines Kommentars über die Apokalypse angewendet. Ich habe ihn bey einem Freunde niedergelegt. Mir fällt eben ein, ich könnte ihn kommen lassen; denn unter uns gesagt, ich beweise darin, daß der König von Preußen in kurzem ansehnliche Provinzen erhalten wird, nebst vielen andern wichtigen und nützlichen Dingen.

Mein lieber Freund, die Apokalypse ist in Berlin noch weniger in gutem Geruche, als die Philosophie.
Wenn

Wenn Sie hätten weisagen wollen, so hätten Sie
 , müssen vor drey oder vier Jahren kommen, als wir
 , noch Krieg hatten. Da galten noch die Weisagun-
 , gen etwas. Und doch ist die Frage: ob nicht Pfanz-
 , nenskiel, der Leinweber, weit über Sie gewe-
 , sen seyn würde, welcher nicht allein die Schlacht bey
 , Borndorf auf den Tag vorher sagte, da sie wirklich
 , geschah, sondern auch, was noch mehr war, den
 , Gesang, der den darauf folgenden Sonntag in der
 , Kirche gesungen werden sollte. Nein! mit Weis-
 , gungen kommen wir nun in Berlin nicht mehr fort.
 , Verstehen Sie nichts anders? Können Sie Franzö-
 , sisch, können Sie rechnen, können Sie tanzen, kön-
 , nen Sie den Hunden den Tollwurm schneiden? Dieß
 , sind Künste, die ihren Mann ernähren.

, Von alle dem verstehe ich nichts, sagte Sebal-
 , dus, mit kleinmüthiger Miene. Ich verstehe zwar
 , noch etwas, aber das wird mich auch zu nichts füh-
 , ren, da man in Berlin sogar mit der Philosophie
 , nicht fortkömmt. Ich kann ein wenig auf dem
 , Klaviere spielen; aber was wird mir das nützen?

, Halt, mein Freund, damit kommen wir weiter,
 , als mit allem andern. Diese Geschicklichkeit wird
 , Ihnen nicht reichliches, aber doch nothdürftiges
 , Brodt geben. Sie werden auch Noten schreiben

, können. Mit diesen beiden Künsten habe ich mich selbst über zwey Jahre erhalten.

Sebaldus ward also zu einem Musiker von der untern Klasse ungeschaffen. Er unterwies gemeiner Leute Kinder auf dem Klaviere, und für vornehmere schrieb er Noten. Er ward hiedurch, zu seinem großen Vergnügen, in gar kurzer Zeit in den Stand gesetzt, seinem Wohlthäter, der nun sein vertrauter Freund geworden war, nicht ferner beschwerlich zu fallen, ob er gleich fortfuhr bey ihm zu wohnen.

Es waren schon ein Paar Monathe, in Zufriedenheit, und ohne merkwürdige Vorfälle, verfloßen, als eines Tages dem Sebaldus von einem gewissen Hrn. F. einige Musikalien zum Abschreiben zugesandt wurden. Er ward auf diesen Namen sehr aufmerksam, er glaubte ihn irgendwo gehört zu haben, er erkundigte sich näher nach diesem Manne, und erfuhr, daß er bey einem Grafen Hofmeister gewesen, und von einer von demselben erhaltenen ansehnlichen Pension lebe. Nun besann er sich, daß an einen Mann dieses Namens des Majors in Leipzig Rekommendations schreiben gerichtet gewesen wäre, an das er, seitdem es verloren war, nicht gedacht hatte. Er ward begierig diesen Mann näher kennen zu lernen, er überbrachte seine Abschriften selbst, gab sich zu erkennen,
und

und ward von Hrn. F. mit der größten Freundschaft aufgenommen. Noch mehr, er erfuhr von ihm, daß der Major, durch Wunden zum Dienste untüchtig, von einem erhaltenen Gnadengehalte in Berlin lebe.

Er sah denselben noch an eben dem Tage in Gesellschaft des Hrn. F. Der Major empfing den Sebaldus mit herzlichem Händedrücker. Er biß die Zähne zusammen, als er hörte, wie treulos Stauzius, nach dem Abmarsche des Obersten, gegen seinen Freund gehandelt habe; er erbot sich, auf die treuherzigste Weise, ihm durch Vorschrahe noch eine Feldpredigerstelle zu verschaffen, und bis dahin sein Gehalt mit ihm zu theilen. Sebaldus, obgleich über diese großmüthigen Anträge gerührt, verbat sie doch. Das unabhängige Leben fieng ihm an zu gefallen, und da er gewohnt war so wenig zu bedürfen, so erwarb er mit seiner Arbeit mehr, als er zu seinem Unterhalte nöthig hatte.

Mit Mühe ließ er sich bereden, bey dem Hrn. F. eine bequemere Wohnung einzunehmen, und desselben Tischgenosse zu werden, weil ihn derselbe versicherte, daß er, seitdem er Wittwer sey, und seine Kinder verloren habe, in seiner Einsamkeit einen Gesellschafter zu haben wünsche.

Sechster Abschnitt.

Einmal, nach dem Mittagessen, hatte Herr F. von Sebaldus die ausführliche Erzählung seiner Schicksale verlangt. Als sie geendigt war, schlug Hr. F. weil es einer von den schönen Herbsttagen war, die, unter diesem Himmelsstriche, oft den Sommer tagen weit vorzuziehen sind, einen Spaziergang auf den Weidendam vor. Sebaldus war über die Schönheit dieses Spaziergangs entzückt. Witzten in einer bewohnten weitläufigen Stadt erblickte er eine große grüne Wiese, mit Weiden bekränzt, hoch und belaubt, wie sonst nur Ulmen und Linden zu seyn pflegen; *) dieser ländlichen Scene gegenüber, Gärten und Gartenhäuser, Werke der Kunst, ohne Pracht aber anmuthig, zwischen beiderley Ausflüchten den silberreinen Spreestrom, von Schwämmen bewohnt. Er genoß ganz das Vergnügen dieses reizenden Anblicks, er wollte es seinem Gesellschafter mittheilen, aber nun ward er erst gewahr, daß derselbe

*) Im Jahre 1775 ist ein Theil dieser Wiese bebauet worden, aber die schönen Weidenbäume sind glücklicherweise stehen geblieben, von denen der Naturkundiger Schreiber sagt: daß er sie, von solcher Höhe und Schönheit, auf seinen Reisen noch nirgend gesehen habe.

felbe in tiefen Gedanken einher gieng, und anstatt auf seine entzückten Ausrufungen zu antworten, einmal tief seufzete.

„Was fehlt Ihnen? fragte ihn Sebaldus, Sie scheinen ganz tiefsinnig zu seyn.“

„Ihre Geschichte, antwortete Hr. S. bringt mir das ganze finstere Gemälde der Intoleranz und der Priestergewalt lebhaft wieder zu Gemüthe. Ich bin selbst ein Opfer derselben gewesen. Ich habe erfahren, was es heiße, seine gesunde Vernunft unter den Gehorsam vorgeschriebener symbolischer Diktirer gefangen zu nehmen; ich habe erfahren, welchen bequemen Vorwand solche Vorschriften herrschsüchtigen und eigennütigen Geistlichen darbieten, um ihre Absichten in der Stille auszuführen; ich habe erfahren wie bitter der Haß ist, den sie augenblicklich gegen jeden, den sie einer Abweichung zeihen können, erregen können, so lange das Volk in der Meinung unterhalten wird, daß solche Vorschriften unwiederruflich fest stehen bleiben müssen.“

Sebaldus war begierig diese Geschichte zu hören, und Hr. S. erzählte sie folgendermaßen:

„Ich war in meinen jüngern Jahren dritter Diakon an der Kirche einer Stadt eines kleinen Fürstenthums. Ich lebte vergnügt, ich hatte Freunde.

Der Superintendent war ein ganz feiner Mann, der
 in verschiedenen Arten der Gelehrsamkeit nicht fremd
 war. Ich konnte mich mit ihm unterhalten,
 wir unterredeten uns oft von Verbesserung der Män-
 gel der Religion; denn ob er gleich nichts dazu bey-
 zutragen Lust hatte, so mochte er doch gern, unter
 vier Augen, davon sprechen. Er freuete sich, daß
 ich selbst dächte. Ich durfte ihm meine Zweifel vor-
 tragen, und da ich oft mit seinen Beantwortungen
 zufrieden war, so gewann er mich lieb. Die Haupt-
 neigung dieses alten Mannes war die Naturge-
 schichte, und zwar hauptsächlich die Nomenklatur
 und Klassifikation derselben, welches nun freylich eben
 nicht meine Neigung war. Er wollte mich belohnen,
 indem er mich zum Mitgliede einer Gesellschaft auf-
 nehmen ließ, welche er mit dem Bürgermeister, dem
 Konrektor und dem Apotheker errichtet hatte. Diese
 sammelten Insekten, Vögel, Steine, Verfeinerun-
 gen, Mineralien, tauschten mit benachbarten Lieb-
 habern, brachten Kabinette zusammen, ordneten sie
 bald nach diesem bald nach jenem Systeme, lasen
 sich lange Abhandlungen darüber vor, wozu der
 Superintendent die Theologie lieb, und keinen In-
 sektenflügel, keine Vogelklaue, oder Quarzdruse, ohne
 erbauliche Nutzenwendung ließ. Dieß war alles
 ganz

ganz gut, nur daß es für mich ein wenig langweilig war. Ich fieng also nach einiger Zeit an, seltener in die Gesellschaft zu kommen, und vermied, so viel ich konnte, mit auf die Insektenjacht zu gehen. Hierüber bekam ich einen Verweis vom Superintendenten; dem so freundschaftlich er war, hatte er doch den kleinen Fehler, daß er sich derer ganz bemächtigte, die er in Affektion genommen hatte. Er ordnete ihre Studien an, er bestellte ihr Hauswesen, er erdachte für sie die Vergnügungen, die sie sich machen sollten, und er hatte für alles weise Gründe anzuführen, denen man nicht widersprechen durfte. Ich durfte mir also nicht merken lassen, daß Sammlereyen und Klassifikationstabellen, wie er sie liebte, für mich sehr wenig Reiz hatten, sonderlich wenn dabey bloß die Augen und das Gedächtniß, keinesweges aber der Verstand, beschäftigt ist. Hingegen mußte ich geduldig zuhören, wenn er mir, als eine väterliche Weisung, einprägte: „daß Spekulation den Geist nicht bessere, daß man, bey tieffinnigen Untersuchungen über Raum und Zeit, ein Deist bleiben könne, daß hingegen durch Walpurgers Kosmotheologische Betrachtungen *) schon mancher Freygeist bekehret worden sey.“ Er

D 5

stichelte

*) Ein Buch in vier dicken Quartbänden.

,stehelte mit solchen Worten zugleich auf den Um-
 ,gang, den ich mit einem jungen Officier angefan-
 ,gen hatte, einem Jünglinge, der gute Gaben und
 , gute Bestimmungen hatte, der, ob er gleich ein wacker-
 , rer Soldat war, gleichwohl die Wissenschaften liebte,
 , und sich, gleich mir, gern mit philosophischen und
 , moralischen Untersuchungen beschäftigte. Dieser Um-
 , gang hatte auf keine Weise den Beyfall des Super-
 , intendenten; denn weil er von der Würde des geist-
 , lichen Standes einen sehr hohen Begriff hatte, so
 , wollte er, daß ein Geistlicher nur mit Personen sei-
 , nes eignen Standes, oder mit andern alten ernst-
 , haften angesehenen Männern umgehen sollte. Er
 , verlangte, jeder Schritt sollte verrathen, daß er zu
 , den Lehrern des menschlichen Geschlechts gehöre; er
 , verlangte, daß er, mehr als alles, vermeiden sollte,
 , sich auf irgend eine Art zu compromittiren; daß er
 , sich beständig bedächtig anstellen, und sogar auf der
 , Straße langsamer gehen sollte, als die Layen. Ich war
 , freylich anderer Meinung. Ich bildete mir ein, es
 , wäre sehr nützlich, wenn ein Geistlicher sich im Um-
 , gange nicht auf Personen seines Standes einschränk-
 , te, sondern auch öfters mit Weltleuten umginge;
 , ich glaubte, er würde dadurch ein gewisses freies
 , Wesen ablegen, das man von der Universität, und
 , aus

aus dem Kandidatenstande mitbringt; er würde, wenn er die mannichfaltigen Einsichten und Verdienste von Personen anderer Stände oft vor Augen hätte, sich den Lehrerten abgewöhnen, der bey verständigen Leuten den Prediger nie würdiger macht, oft aber wohl zur Zurückhaltung und zum Kalkül Anlaß giebt; er würde, wenn er sich der Sitten, Beschäftigungen, Vergnügungen, die andere Menschen haben, nicht schänte, weit eher ihr Zutrauen erhalten, er würde sie genauer kennen, und folglich auch ihren Gemüthszustand besser beurtheilen lernen, als wenn er bloß mit Leuten umginge, die mit ihm aus eben demselben Compendium der theologischen Moral raisonniren, in welchem nicht selten Dinge, als ausgemachte Wahrheiten behauptet werden, die oft ein einziger Blick in die Natur des Menschen, und in den Lauf der Welt, widerlegt.

Dieß waren die Vortheile, die ich mir von der Freundschaft mit dem jungen Officier, und von den ausgesuchten Gesellschaften versprach, in die er mich zuweilen führte. Indessen brachte dieser mein weltlicher Umgang mir bey dem Superintendenten ungezweifelten Nachtheil. So wie ich den Zirkel überschritt, den er mir angewiesen hatte, ward er kälter und feyerlicher gegen mich, und, ohne daß



er sich gegen mich deutlich erklärte, konnte ich wohl merken, daß seine Zuneigung gegen mich abgenommen hatte.

Mein Unstern trieb mich endlich, ein Buch zu schreiben, worinn ich mich über gewisse dogmatische und moralische Materien, über die ich lange und reiflich nachgedacht hatte, freymüthig erklärte. Dieß machte im Städtchen Aufsehen. Weder der Superintendent, noch meine übrigen Kollegen, nebst ihren Vorfahren seit drey Generationen, hatten jemals ein Buch geschrieben. Man hielt mich also für naseweise, daß ich, als der jüngste Diakon, hierinn eine Neuerung machen wollte. Selbst der Superintendent billigte diesen Schritt nicht, besonders war ihm die dreiste und freymüthige Art, mit der ich verjährte Vorurtheile angegriffen hatte, sehr mißfällig.

Vergebens erinnerte ich ihn, daß dieses eben die Sätze wären, über deren Wichtigkeit wir oft in unsern Unterredungen übereingekommen waren, und die ich zum Theil oft aus seinem eignen Munde gehört hätte.

„Das war ganz etwas anders, versetzte er, etwas ernst: dergleichen Sachen kann man wohl unter vier Augen untersuchen, aber man muß sie nicht öffentlich sagen. Und Sie am wenigsten, als ein Prediger, hätten

„teit

„ten sich hierüber so positiv erklären sollen. Wir müß
 „sen uns dem Urtheile des gemeinen Haufens nicht bloß
 „stellen, er erschrickt über ungewohnte Wahrheiten,
 „und wir verlieren das Zutrauen, das wir zu seiner
 „Besserung anwenden könnten. Wenn ein Prediger
 „Zweifel über dogmatische Sätze hat, so ist's am be-
 „sten, daß er sie ganz verschweige, aufs höchste kann
 „er lateinisch darüber schreiben, für gelehrte Theolo-
 „gen, die davon so viel in die Welt können kommen
 „lassen, als sie nöthig finden..“

„Vergebens stellte ich ihm vor, wie nöthig es wäre, daß
 „der große Haufen über gewisse Wahrheiten belehret
 „würde; vergebens bemerkte ich, daß viele Zweifel deß-
 „halb nicht unbekannt blieben, wenn auch die Gottes-
 „gelehrten davon schwiegen, weil sie den Weltleuten oft
 „aus andern Büchern, und durch Unterhaltungen mit
 „denkenden Köpfen, schon längst bekannt geworden wä-
 „ren, und wenn sie nicht näher beleuchtet und erör-
 „tert würden, zuweilen noch weit mehr Schaden
 „thun könnten. Ich wollte noch weiter gehen, ich
 „wollte ihm zeigen, daß ich es an der nöthigen Klug-
 „heit nicht hätte ermangeln lassen, sondern verschie-
 „dene Gedanken verschwiegen hätte, die ich öffentlich
 „bekannt zu machen noch nicht für rathsam hielt.
 „Ich entdeckte ihm einige, sie gefielen ihm nicht, er
 „wollte

wollte mich widerlegen, ich suchte mich zu vertheidigen, und was das schlimmste war, ich hatte Recht, und er ward hitzig, nahm ein saures Amtsgesicht an, that einen Wachtspruch, und brach das Gespräch ab.

Der gute alte Mann, sah es zwar sehr gern, wenn andere frey dachten, so weit, als er sich selbst das Ziel gesteckt hatte; aber denjenigen, der nur einen Schritt weiter gehen wollte, verachtete und haßte er noch mehr, als den, der alles beyn Alten ließ. Er hat es mir nachher nie vergeben können, daß ich hatte weiter sehen wollen, als er. Es war ferner auf keine Freundschaft zu rechnen. Er mißbilligte öffentlich mein Buch, um sich zugleich selbst desto kräftiger vor dem Verdachte der Heterodoxie zu sichern, und machte dadurch meinen Kollegen mehrern Muth, die schon längst den jungen gelehrten Diakon mit scheelen Augen angesehen hatten. Man vermied mich, man lud mich ferner nicht zu den gewöhnlichen Zusammenkünften ein, und ich blieb ganz einzeln, mit meinem Freunde dem Officier.

Ich hatte nur ein sehr kümmerliches Auskommen. Man weiß, wie schlecht überhaupt die festgesetzte Geldeinnahme der Prediger ist. Ihr hauptsächlichster Unterhalt beruht auf zufälligen Einkünften, besonders auf

auf dem Beichtgelde. Zu der Zeit, da die Layen glaub-
 ten, daß sie die Vergebung der Sünden bloß von
 dem Priester, durch Beichte und Absolution, erhalten
 könnten, wandten sie auf eine so nöthige Waare frey-
 lich schon ein Erkleckliches. Nachdem man ihnen aber,
 in Schriften und von den Kanzeln, so nachdrücklich
 eingeprägt hat, daß, ohne wahre Besserung des Her-
 zens, die Absolution gar keine Kraft habe, so hat die
 große Menge, welche nie Willens gewesen ist sich
 zu bessern, gemerkt, daß sie ihr Geld für eine leere
 Ceremonie ausgäbe, und hat theils die Absolution
 viel seltener verlangt, theils viel karglicher bezahlt.
 Da nun also hierauf gar nicht mehr zu rechnen war,
 so konnten wohlgesinnte gelehrte Prediger, die nur
 ihre Pflichten zu erfüllen suchten, ganz ruhig darben,
 aber ökonomische Prediger, die ihr Amt als eine Art
 von Pachtung betrachteten, die sie aufs beste zu nutz-
 zen suchen wollten, sahen sich zu einer ganz andern
 Art von Industrie genöthigt. Sie fiengen an in
 die Häuser zu gehen, sich ihren Pfarrkindern noch-
 wendig zu machen, sich nach ihrem Hauswesen zu
 erkundigen, ihre Zwißigkeiten zu erforschen, damit
 sie sie schlichten könnten, und durch fromme Unterre-
 dungen das Zutrauen der reichen Bürgerweiber zu
 gewinnen. Die Bürger, welche nun merkten, daß
 , der

der Pfarrer etwas fürs Geld that, bezahlten ihn auch reichlicher, der gelegentlichen Braten, Kuchen, Zuckersülze, Magenmorschellen und anderer Geschenke nicht zu gedenken. Ohne diese Priesterkünste würde ein christlicher Bürgersohn, der im geistlichen Stande nur ein gemächliches Leben suchte, und sonst, als ein Wächter, oder als ein Krämer, auch sein gutes Auskommen hätte haben können, es schwerlich der Mühe werth finden, ein Prediger zu seyn. Meine Kollegen übten diese Künste in ihrem ganzen Umfange aus, und hatten auch vollkommen Muße dazu, weil sie weder durch Studien noch durch Nachdenken davon abgehalten wurden, Dinge, mit welchen ich die meiste Zeit, die mir von meinen ordentlichen Amtsgeschäften übrig blieb, zubrachte.

Ich würde den Mangel, der mich drückte, den noch gern ertragen haben, weil ich mich, von Jugend auf, gewöhnet hatte, wenig zu bedürfen. Aber ich hatte mich in ein junges, schönes und verständigtes Frauenzimmer verliebt, die aber nicht das geringste Vermögen hatte. Ich sah die Verbindung mit derselben für die größte Glückseligkeit meines Lebens an; allein, bey so geringem Einkommen, war diese Verbindung unmöglich. Bloß um derselben willen wünschte ich eine Verbesserung meiner Umstände. Indessen war mit dem Verluste

der

der Freundschaft des Superintendenten auch alle Hoffnung dazu, in meiner istsigen Lage, verschwunden. Ich hätte mir nicht zu rathen gewußt, wenn nicht mein Freund, der junge Officier, mir eine eintträgliche Pfarre in einem benachbarten Fürstenthume verschafft hätte.

Ich nahm sie ohne Bedenken an. Während des Gnadenjahrs heurathete ich meine Braut, und träumte von weiter nichts, als von Glück und von Vergnügen, indessen daß an dem Orte meines künftigen Aufenthaltes sich ein Wetter wider mich zusammen zog. Ein anderer Prediger hatte sich große Hoffnung zu meiner Stelle gemacht, und dieser konnte mir nicht verzeihen, daß alle seine Bewerbungen fruchtlos gewesen waren. Er breitete gräßliche Gerüchte von meiner Heterodoxie aus, und berief sich auf mein gedrucktes Buch, wo sie, schwarz auf weiß, zu lesen stände. Die Schneider und die Schornsteinfeger in meiner Dörres lasen eine philosophische Abhandlung, die nicht für sie geschrieben war, und fanden Kezerey über Kezerey darinn.

Als ich also mein Amt antreten wollte, fand ich meine ganze Gemeine wider mich eingenommen, die Leute auf der Gasse gafften mich als ein Wunderthier an, und drängten sich vor mein Haus, um
 E den

den neu angekommenen Keker zu sehen. Zugleich erfuhr ich, alsdann erst, daß in diesem Fürstenthume ein Paar symbolische Bücher mehr, als in dem andern Fürstenthume müßten beschworen werden, daß man, für die Stadt, noch eine besondere Formulam committendi habe, die von abgeschmackten Schuldistinktionen voll war, und daß man (weil mein Gegner bey Leuten von Ansehen eben so wenig müßig gewesen war, als beym Pöbel,) derselben noch, wider die Kekerereyen, die man von mir besorgte, drey spißsündige und verfängliche Klauseln einverleibt habe, die ich unterschreiben sollte, ehe ich mein Amt anträte.

Ich war wie vom Donner gerührt. Es war sehr hart, etwas beschwören und unterschreiben zu sollen, das ich nicht glaubte, und gleichwohl, wenn ich es nicht that, so brachte ich mich selbst an den Bettelstab, und meine Frau, die ich wie meine Seele liebte, die seit einigen Monathen schwanger war, stürzte ich in das äußerste Elend.

Mein Entschluß mußte kurz gefaßt werden; denn man hielt auf mich, und wartete nur, ob ich mich weigern würde. Ich war in der ängstlichsten Verlegenheit, und ich suchte doch, aus Färtlichkeit, meinen traurigen Zustand meiner geliebten Gattinn zu verbessern

verbergen. Ich gieng den folgenden Morgen mit
 ,Aufgange der Sonne zum Thore hinaus, um mei-
 ,nen Gedanken nachzuhängen. Ich folgte der Länd-
 ,straße, die mich an einen Wald führte. Ich hatte
 ,in demselben eine Zeitlang herum geirret, als mir
 ,unvernuthet ein hagerer blasser Mensch entgegen
 ,ließ, dem die Verzweiflung an der Stirn geschrieben
 ,war. Er hielt mir einen starken Knüttel vors Ges-
 ,icht, und foderte, mit einem schrecklichen Fluche, mein
 ,Geld oder mein Leben. Ich war erschrocken, und
 ,wehlos. Ich gab ihm also meinen Beutel, der,
 ,von einigen Thalern kleiner Münze schwer, mehr
 ,werth schien, als er es war. Der Räuber sah ihn
 ,mit starren Augen an, und rief: „Mein! das ist
 „zu viel!“, Er band den Beutel auf, wollte etwas
 ,heraus nehmen, aber die Hand zitterte ihm, er
 ,warf den Knüttel weg, fiel vor mir auf die Knie,
 ,hielt mir den Beutel vor, und schrie laut:

„Mein! ich kann nicht! Mein! lieber Herr! ich
 „bin kein Straßenräuber! ich bin ein unglücklicher
 „Vater. Geben Sie mir selbst nur so viel, daß meine
 „Frau und meine armen Kinder nicht noch heute
 „Hungers sterben.“

„Ich rief voll Entsetzen: „Nimm, Freund! ich bin
 „arm, aber nicht so arm, als du!“, „Indem hörte ich

in der Nähe einen weiblichen Schrey. Eine Frau, mit einem vierteljährigen Kinde im Mantel, schleppte sich zu uns, drey kleine Kinder in Lumpen folgten ihr. „Mann! was willst du machen!“, schrie sie, und sank halb todt zu meinen Füßen.

„Dich und deine Kinder nicht vor meinen Augen verschmachten sehen!“, rief er mit wildem Tone.

Ich suchte diese Leute zu besänftigen, ich setzte mich zu ihnen nieder, fragte wie sie hieher kämen, und was dieß alles bedeuten sollte?

„Lieber Herr! sagte der Mann, nachdem er ein wenig Athem geschöpft hatte, ich bin ein Baumwollenweber. Ich wohnte in einem Flecken in Böhmen, ich hatte sonst mein gutes Auskommen, aber unser Gutsherr war ein harter Mann, er wollte uns nicht Gott nach unserm Glauben dienen lassen, wir sollten in die Messe gehen, und wir hielten dieß wider unser Gewissen. Ich will mich aufmachen, sagte ich, und in ein protestantisches Land gehen, wo ich Gewissensfreyheit habe. Ich flüchtete, ich kam bis in eine einige Meilen von hier entfernte Stadt, ich ward wohl aufgenommen, und konnte frey in die Kirche gehen. Doch es ist nicht genug in die Kirche zu gehen, man muß auch Frau und Kinder ernähren. Ich steng also an mit

„Nähe

„Måhe einen Stuhl zurecht zu bringen, und webte
 „Kottonade. Dieses Zeug war dort bisher noch
 „unbekannt gewesen, es fand viele Käufer, sobald
 „es bekannt wurde. Plözlich ward ich auf das Rath-
 „haus gerufen, und bekam Befehl, meine Arbeit ein-
 „zustellen. Ich fragte erstaunt: weswegen? Weil
 „Ihr ein Wuscher seyd, rief der Altmeister der Raths-
 „macher, welches die stärkste Zunft in der Stadt
 „war, weil Ihr keinen Lehrbrief vorzeigen könnt, und
 „weil Ihr kein Meisterstück gemacht habt. — In Böh-
 „men, erwiederte ich, giebt man keine Lehrbriefe, son-
 „dern es kann jeder weben, wer will, und was er
 „will, und was das Meisterstück anbetrifft, so seht
 „meine Waare an, ob sie nicht so gut ist, als irgend
 „Kottonade seyn kann. — Eben dieses Zeug sollt Ihr
 „gar nicht machen; es ist verboten, sagte ein Raths-
 „herr sehr ernsthaft. — Weswegen? sagte ich noch
 „mehr erstaunt. — Weil es nicht der Vorschrift ge-
 „mäß ist; weil es der Grundverfassung der Stadt zu-
 „wider seyn würde. Schon vor langen Jahren ha-
 „ben die Gewerke Streit miteinander gehabt, und
 „da ist durch ein Gesetz festgesetzt worden, was für
 „Zeuge, und wer sie machen soll, die Leinweber Lein-
 „wand, die Tuchmacher Tuch, und die Rasmacher
 „Rasch. — Aber, lieber Gott! rief ich, was kann ich

E 3. *Handwritten text, possibly a signature or reference.*

„dafür, das derjenige, der das Gesetz machte, alle
 „möglichen Zeuge in Leinwand Tuch und Nisch ab:
 „theilte, und daß keiner daran dachte, daß es auch
 „Kottonade in der Welt geben könnte. — Kurzum,
 „hieß es, Euer Gesuch ist wider alle gute Poliecy,
 „laßt ab das neue Zeug zu machen, das wir nicht
 „dulden wollen, oder man wird Euch Ernst weisen. „
 „Ich fuhr aber fort zu arbeiten, und mußte, wenn
 „ich leben wollte, und so kamen des andern Tages
 „die Altmeister, schlugen meinen Stuhl auseinander,
 „und brachten ihn mit allem meinem Werkzeuge aufs
 „Rathhaus. — Ich schrie über Gewalt. Hat man
 „Euch nicht genug gewarnt? sagte der Rathsherr fro:
 „stig. — Aber lieber Gott! ich muß ja Hungers
 „sterben, wenn ich nicht arbeiten soll. — Wer sagt
 „denn, sprach der Rathsherr mit weißer Miene, daß
 „Ihr nicht arbeiten sollt, Ihr sollt nur nicht solches
 „Zeug machen, das wir hier bey uns nicht leiden
 „wollen; es sind ja sonst Handwerke genug. — Aber,
 „lieber Herr! sagte ich, die werden auch zünftig seyn,
 „und werden mich nicht aufnehmen, und denn habe
 „ich einmal nichts anders gelernt, als Kottonade
 „weben. — Ich merke wohl, Ihr seyd widerspenstig;
 „seht zu, ob man Euch sonst wo dulden will, bey uns
 „werden wir Euretwegen die Gesetze nicht ändern: —
 „dies war mein Abschied. „

„Ich

„Ich mußte also mit meiner Familie fort. Ge-
 „stern Abend kamen wir bey der benachbarten Stadt
 „an, wo man uns nicht einlassen wollte, weil wir
 „keinen Paf hatten. Ich besaß keinen Heller mehr,
 „wir alle hatten den ganzen Tag nichts gegessen.
 „Wir mußten in diesem Walde unter einem Baume
 „bleiben, die Kinder schrien bis nach Mitternacht um
 „Brod. Ich war außer mir, daß ich ihnen nichts
 „geben konnte. Nach ein Paar Stunden unruhiges
 „Schlummern, erwachte ich vor Sonnenaufgang;
 „ich betrachtete meine unglückliche Frau und Kinder,
 „und dachte voll Entsetzen, daß sie alle in diesem
 „Walde verschmachten müßten. Ich erblickte von
 „fern einen einzelnen wohlgekleideten Menschen. Die
 „Verzweiflung gab mir einen bösen Rath. — Ich
 „stürzte einen Augenblick bey dem ersten Schritte, den
 „ich that; aber der Anblick meiner schwächenden Kin-
 „der brachte mich aufs neue in Mut. — Und
 „wenn er sich wehrt, und deiner mächtig wird? dacht
 „ich. — Ey nun! so mag man mich gefangen neh-
 „men, aber denn wird man doch meine Frau und
 „Kinder im Spitale versorgen müssen. Ich stürzte
 „wie ein Unfünftiger auf Sie zu, aber Sie wehrten
 „Sich nicht. Sie gaben mir ruhig, und mehr, als
 „ich für die isige Noth brauchte. Wars nicht ab-
 „scheulich,

„schenklich, den Mann zu berauben, der mir gutwillig würde gegeben haben. — Ich bin in Ihren Händen, machen Sie mit mir was Sie wollen, aber retten Sie nur meine unglückliche Frau und Kinder.“

„Ich war äußerst gerührt. Ich lies diesen unglücklichen Leuten, was im Beutel war, und eilte fort, um mich ihrem Danke zu entziehen.“

„Mein Gott! dachte ich, dieser arme Mann leidet auch, weil die Vorfahren ein Symbolum für die Weber erdacht, und alle Zeuge, die man weben soll, auf Tuch, Masch und Leinwand eingeschränkt haben! Und dieser übelverstandnen Formalie wegen sollen seine vier armen Kinder Hungers sterben? Er ist in Verzweiflung gerathen. Natürlich! das zahmste Thier wird wütend, wenn es seine Jungen darben siehet! — Und ich, der ich auch Vater bin, soll ich mich in Gefahr setzen, die Meinigen darben zu sehen, oder soll ich — Ja, ich will unterschreiben, was man will. Die Erhaltung meiner selbst und der Meinigen ist die erste Pflicht, der alle andern, die damit in Kollision kommen, weichen müssen. Kann ich den Lauf der Welt ändern? Die Könige und die Priester haben den Erdkreis unter sich getheilt, so das nichts mehr übrig ist. Auf dem Flecke,

Flecke, auf dem ich athme, regiert jemand, wohin
 ich mich wenden könnte, wird ein anderer regieren.
 So wenig ich für mich unabhängig bestehen, ohne
 Regenten seyn, oder mir Regenten und Regie-
 rungsform nach meinem Gefallen einrichten kann,
 eben so wenig kann ich für mich allein, mit meiner
 besondern Religion, leben. Jede Religionspartey,
 die Gewalt gehabt hat, hat einen Zaun um sich ge-
 zogen, habe ich nicht ihr Schibolet, so heißt noch
 Menschenliebe, wenn sie mich bloß ausstößt. Ich
 kann ihretwegen in die ganze weite Welt laufen, aber
 wohin ich trete, bin ich im Zaune einer andern, die
 die mich wieder ausstößt. Wohl denn! ich will blei-
 ben, wo ich bin, und dulden, was ich nicht ändern
 kann.

Mit diesen Gedanken kehrte ich zurück, unter-
 schrieb, ohne die Augen aufzuthun, und trat mein
 Amt an. Meine Pfarrkinder, die mich predigen
 und Weichte sitzen und Kranken trösten sahen, so
 wie meine Vorfahren, wurden bald mit mir ver-
 söhnt, und wunderten sich selbst, wie sie mich für
 einen so garstigen Ketzer hätten halten können. Aber
 nicht so meine Gegner, welche, ob sie gleich vor der
 Hand stillschwiegen, nur auf eine Gelegenheit lau-
 ten, mir den empfindlichsten Stoß zu versetzen. Ich

E s

gab

gab sie ihnen selbst an die Hand, durch einige Abhandlungen ohne meinen Namen, die ich in ein Wochenblatt einrücken ließ. Mein Superintendent entdeckte bald, daß weder die Rechtfertigung, noch die Wiedergeburt, noch die Erbsünde, noch der thätige Gehorsam, noch die Homöopathie, an der Stelle standen, wohin er sie gesetzt wissen wollte. Ich wurde vor eine meinerwegen niedergesetzte Kommission citirt. Man begegnete mir im voraus als einem teuflischen Ketzer, man verlangte Erklärung, mit Ja, oder Nein, ob ich den symbolischen Büchern, *quia*, beystiele, oder nicht? Ich vertheidigte mich, und brachte die Kommissarien noch mehr in Harnisch; denn sie hatten einen bloßen Widerruf, und Abbitte von mir erwartet. Kurz, meine Absetzung war unwiderruflich beschlossen, und ich hätte vielleicht mein Leben, als ein Uebelthäter, in einem Kerker endigen, oder mein Brodt erbetteln müssen, wenn nicht mein edelmüthiger Freund, der junge Officier, sich abermals meiner angenommen, und mir eine Hofmeisterstelle bey einem jungen Reichsgrafen verschafft hätte. Ich bin mit meinem Grafen durch ganz Europa gereiset. Ich habe gesehen, daß allenthalben Aberglauben und Priestergewalt sich der Erleuchtung des menschlichen Geschlechtes

, mit

mit unüberwindlicher Macht entgegensetzen, daß allenthalben Dummköpfe, die eingeführten Lehren und Gebräuchen ergeben sind, laut sprechen und herrschen, und daß weise Leute, welche Mißbräuche einsehen, und ihnen abhelfen könnten, nicht laut sprechen wollen, oder dürfen. Nachdem mein Graf volljährig geworden, bin ich nun ganz unabhängig, und danke Gott, daß ich in einer Lage bin, in der ich meine Gedanken nicht ferner verhehlen, noch meine Ausdrücke auf Schrauben setzen darf.

„Ja wohl, sagte Sebaldus, daß ist die große Glückseligkeit, die man in Berlin genießet. Hier ist das wahre Land der Freyheit, wo jedermann seine Gedanken sagen darf, wo man niemand verkehret, wo christliche Liebe und Erleuchtung in gleichem Maße herrschen.“

„Ey! Sie haben ja von Berlin eine sehr gute Meinung, sagte Hr. S. lächelnd. Freylich, wer, so wie Sie und ich, kein Amt sucht, und nicht von der Meinung des Publikums abhängen darf, kann in Berlin denken und sagen, was er will; mit demjenigen aber, dem es nicht so ganz gleichgültig ist, was man von seinen Religionsmeinungen denkt, ist es eine ganz andere Sache. Die Regierung begünstigt die Freyheit zu denken, besonders in Religionsachen; wir

wir haben auch einige sehr würdige Geislichen, die die Untersuchungen wichtiger Wahrheiten nicht für Ketzerey halten, aber das Publikum ist nicht vöslig so tolerant. Die Einwohner von Berlin sind so wenig, als die Einwohner irgend einer andern Stadt, geneigt, Neuerungen in der Lehre machen zu lassen.

Das sollte ich kaum denken, wenigstens stehen sie auswärts in einem ganz andern Mufe. Man glaubt vielmehr, Berlin sey voll von Atheisten, Deisten, Naturalisten, und wer weiß von was für istenmehr. Man glaubt, jeder dürfe sich daselbst in Religions-sachen, was er wolle, erlauben. Ich selbst, ob ich gleich nicht lange in Berlin bin, habe zuweilen zufälliger Weise Reden gehört, die man anderer Orten vielleicht nicht so frey hätte führen dürfen, ohne öffentliche Ahndung zu befürchten.

Nein! öffentliche Ahndung hier freylich nicht. Unsere Regierung hat schon seit langen Jahren klüglich eingesehen, daß man die Meinungen der Menschen von Religions-sachen deshalb nicht bessert, wenn man sie einschränkt und ahndet, sondern ^{dahin} vielmehr dadurch jede Thorheit eines Eiferers oder Schwärmers zu einer wichtigen Sache macht. Sie verfolgt niemand wegen Meinungen. Daher machen gute und schlechte Meinungen in Berlin überhaupt nicht so viel

viel Aufsehen, als an andern Orten. Hierdurch
 geschieht es, daß sich in Berlin, in dieser Absicht,
 die Menschen mehr so zeigen, wie sie sind. Sie
 können in Berlin vielleicht unter spekulativen Ge-
 lehrten einige gefunden haben, die die Offenbarung
 für unnöthig halten, und unter lockern Weltleuten
 auch wohl einige, die alle Religion verachten. Aber
 Leute von solchen Grundsätzen werden sie unter Ge-
 lehrten und unter Weltleuten allenthalben, ob-
 gleich nur etwas verborgner, finden können, und in
 Berlin machen sie gewiß eine sehr geringe Anzahl
 aus. Wenigstens, wer solche Meinungen an sich
 merken läßt, wird weder hochgeschätzt noch geliebt
 werden. Der Berlinische Pöbel ist noch eben so
 beschaffen, als der, welcher im Jahre 1748, nach-
 dem er eine erbauliche Predigt wider die Freigeister
 gehört hatte, dem bekannten Edelmann die Fenster
 einwarf. Und den Pöbel ungerechnet, sind auch un-
 sere guten Berlinischen Bürger überhaupt zu nichts
 weniger, als zu so freyen Meinungen, geneigt. Ich
 wollte wohl Bürge für sie seyn, daß sie auch nicht
 einmal die geringste Heterodoxie verschlucken wür-
 den, sie müßten sie denn etwa, mit gutem Herzen,
 für Orthodoxie halten.

Das

„Das dächte ich doch nicht. Sie müssen neuere Meinungen nicht ganz abgeneigt seyn, wenigstens haben die Versuche, durch Gebrauch der Vernunft die Vorurtheile in der Religion wegzuräumen, bis her noch in Berlin den größten Beyfall erhalten.“

„Ja! vergleichungsweise: Weil sie an vielen andern Orten ganz und gar nicht geduldet werden. Aber vermengen Sie nur ja nicht wenige Schriftsteller und ihre wenigen Freunde mit den Einwohnern Berlins, die aus vielen tausenden bestehen. Lernen Sie diese besser kennen! Wenn diese je von der Dogmatik abgehen, oder irgend worinn über die Schnur hauen sollten, so möchte es gewiß weniger von der Seite der Vernunft, als von der Seite der erhitzten Einbildungskraft*) geschehen. Keine große Stadt in Deutschland hat, seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, da wir Inspirirte hatten, welche weissagten und Wunder thaten, so viel Schwärmer gehabt, als Berlin, und ist, wenn ich, den allgemeinen Charakter der Bürger von Berlin, mit Einem Worte bezeichnen sollte, so würde ich eher sagen, sie wären pietistisch als heterodox.“

*) Berlin ist vielleicht die einzige Stadt in der Welt, wo man auf den Einfall gerathen ist, in Versen zu predigen. Verschiedene Prediger versuchten dies, zu verschiedenen Zeiten, mit Beyfall der Zuhörer, bis endlich, durch einen ausdrücklichen Befehl des Oberkonsistoriums, das Predigen in Versen verboten ward.

„Pietistisch? rief Sebaldus aus; die Bürger
von Berlin pietistisch!“,

„Ja! Ja! versetzte Herr S. pietistisch, oder
orthodox von der pietistischen Seite; denn
Sie wissen, es sind noch nicht funfzig Jahre,
daß große Streitigkeiten zwischen der orthodoxen
Orthodoxie und zwischen der pietistischen Or-
thodoxie geführt wurden, und zu der letztern
hat sich ein großer Theil der Einwohner von
Berlin schon damals und in der Folge geneigt:
woher wäre sonst der große Beyfall entsan-
den, den nebst Leuten, wie Spener und Schade,
auch Fuhrmann, Schulz, Woltersdorf und
andere nach einander gehabt haben.“

„Sie reden von vergangenen Zeiten, seitdem aber
hat sich wohl in Berlin vieles gar sehr abgeändert.“

„In den Schriften, die herauskommen, ist die Ver-
änderung geschwinder und allgemeiner, als in den
Gemüthern der Einwohner gewesen. Diese sind, in
Absicht auf Religionsgesinnungen, noch beynähe eben
das, was sie vor vierzig Jahren waren. Ich habe so-
gar bemerkt, daß sich ihre dogmatischen Gesinnungen
nach den Gegenden der Stadt, wo sie wohnen, modifi-
ciren. In der alten guten Stadt Berlin findet man
noch alte Gewohnheiten, und auch alte Dogmatik. Die
Pfarre

,Pfarrkinder der uralten Pfarrkirche zu St. Nikolai,
 , am Marktenmarkt, und in der Stralauer Straße
 , bis zur Paddengasse hinauf, halten am meisten auf
 , reine Orthodorie. Ich versichre Sie, daß Sie daselbst
 , noch ehrenfeste Bürger über Erbsünde und Wiederger-
 , burt können disputiren hören; desgleichen haben die
 , Gärtner und Viehmäster in den Berlinischen Vor-
 , städten noch alle löbliche Anlage auf einen Keßer
 , mit Fäusten loszuschlagen. In Kölln, in der Ge-
 , gend des Schlosses, könnten noch am ersten die
 , Freygeister anzutreffen seyn. In dieser Gegend war
 , es auch, wo der Probst Reinbeck, im Haudens-
 , schen Buchladen auf der Schlossfreyheit, seine Be-
 , trachtungen über die Augspurgische Konfess-
 , sion schrieb, welche zuerst in den Damm, den Eifer
 , und verjährtes Vorurtheil, gegen die menschliche
 , Vernunft, für die Orthodorie, aufgeworfen hatten,
 , ein kleines Loch machten, das hernach so sehr erwei-
 , tert worden ist. Die Nachbarschaft des Hofes trägt
 , auch wohl etwas bey, daß die Leute hier freyer den-
 , ken. Man komme hingegen nur in die bürgerlichern
 , Gegenden der Fischerstraße und Lappstraße,
 , und man wird die Neigung für die Orthodorie viel
 , stärker finden, ja ich vermuthet, daß sie bey den Ger-
 , kern, Pergamentmachern und Seifensiedern in
 ,

Zenz

Neukölln bis zum Eifer steige. In den dumpf-
 gen Gassen des Werders wohnen die Separat-
 tisten, welche Gott einsam dienen; in den hö-
 her gelegenen die stillen Sichtsianer, *) die ruhige
 Beschaulichkeit lieben, und unerkannt wohlthun. Um
 die Gegend der Hospitalkirche zu St. Gertraut
 fangen die Herrnhuter an sich zu zeigen, und so
 wie die breiten und hellen Straßen der Friedrichs-
 stadt anfangen, so fangen auch die Religions-
 gesinnungen der Einwohner an, lustiger und ge-
 stiger zu werden. Pietisten, die in Gefühlen und
 innigen Empfindungen ihre Religion suchen, und
 Schwärmer von allen Gattungen, finden sich hier,
 und der innere Trieb der Raschmacher und Woll-
 kämmer bricht hier oft in Erbauungsstunden und
 Weißagungen aus. Die Dorotheenstadt wird
 zum Theil von kezerischen Reformirten und Franz-
 josen bewohnt. Aber in allen Gegenden der Stadt
 ist eine andere Gattung Leute verbreitet, die ich oft
 in Gesellschaften angetroffen habe, denen man es
 anmerkt,

*) Diese harmlose Religionspartey unterscheidet sich sehr
 rühmlich durch sehr ansehnliche Almosen, (zuweilen vor-
 etzigen tausend Thalern,) die sie giebt, und zwar mehrent-
 theils so unbekannter weise, daß man die Geber nur
 vermuthen kann.

3 anmerkt, daß sie niemals weder Orthodorie noch
 3 Heterodorie untersucht haben, bey denen es hinge-
 3 gen festgesetzt bleibt, daß alles darinn bleiben soll,
 3 wie es war. Es giebt unter ihnen so gar delirirte
 3 Weltleute, die scherzen, Karten spielen, mit Frauens-
 3 zimmiern tändeln, und doch die Nase rümpfen könn-
 3 en, wenn sich die geringste Kezerey spüren läßt.

3 Dieß sollte mir herzlich leid thun, sagte Sebald
 3 Dus; denn wenn solcher Leute in Berlin viele sind,
 3 so kömmt mir Ihre Nachricht nur allzu glaubwür-
 3 dig vor, daß hier die Erleuchtung und die Frey-
 3 heit zu denken noch nicht so groß ist, als ich mir
 3 vorgestellt habe. Ich habe immer gefunden, daß
 3 diejenigen, die aus Trägheit und Nachlässigkeit die
 3 Wahrheit nicht suchen wollen, die Selbstdenker am
 3 meisten hassen, weil sie sich sonst ihrer Trägheit und
 3 Nachlässigkeit schämen müßten. Mir ist aber immer,
 3 selbst derjenige, viel ehrwürdiger gewesen, der, durch
 3 Liebe zur Untersuchung der Wahrheit, auf Irrthüm-
 3 mer verfällt, als derjenige, der sie gar nicht unter-
 3 suchen mag.

3 In diesen Gesinnungen werden viele Einwohner
 3 Berlins nicht mit Ihnen übereinstimmen, und viel-
 3 leicht nicht einmal alle Berlinischen Geistlichen.

Siebena

Siebenter Abschnitt.

Unter solchen Gesprächen hatten sie sich unvermerkt von ihrem Spaziergange linker Hand abgeschlagen, und waren in die Lindenallee geräthen, wo sie sich ziemlich ermüdet auf eine Bank niedersetzten, an deren andern Ende ein Prediger mit einem Kandidaten in diesem Gespräche saß.

„Es müssen doch noch einige andere Ursachen seyn,“ sagte der Kandidat, „warum die Freydenkery so sehr in Berlin überhand genommen hat. Ueppigkeit und Wohlust gehen in andern großen Städten auch im Schwange, aber man siehet da nicht so viele öffentliche Freydenker.“

„Freylieh,“ versetzte der Prediger, „unsere schönen heterodoxen Herren, die die Religion so menschlich machen wollen, und die dabey die Würde unseres Standes ganz aus der Acht lassen, sind am meisten Schuld daran. Sie wollen den Freydenkern nachgeben, sie wollen sie gewinnen. Als ob es sich für uns schickte, mit Leuten solches Geltichters Wortwechsel zu führen. Man muß ihnen kurz und nachdrücklich den Text lesen, man muß ihnen das Maul stopfen, man muß sich bey ihnen in der Ehrfurcht zu erhalten wissen, die sie uns schuldig sind.“

Das ist wahr. Nur ist zu beklagen, daß diese Leute für alle ehrwürdigen Sachen, und besonders für den Predigerstand nicht die gehörige Ehrfurcht haben.

Daran sind wieder die neumodischen Theologen schuld, die sich selbst die Mittel benehmen, womit man die Layen im Zaum halten muß. Sie schwatzen immer viel vom Nutzen des Predigtamts, und vergessen das Wesen des Predigtamts hierüber. Sie geben sich selbst als die nützlichen Leute an, (Hier verbreitete sich ein mildes ironisches Lächeln, dicht unter seinem breiten Schiffhute), die der Staat verordnet hat, Weisheit und Tugend zu lehren. Eine rechte Würde! Weisheit und Tugend dünkt sich jetzt jeder Wochenblättler oder Romanschreiber zu lehren! Damit werden wir eine feine Ehrfurcht von Layen fordern können! Aber wenn wir, so wie es recht ist, darauf bestehen, daß unser Verus ein göttlicher Verus ist, daß die Ordination, die wir empfangen haben, nicht eine leere Ceremonie ist, sondern daß sie uns zu Nachfolgern der Apostel, zu Boten Gottes, zu Handhabern seiner Geheimnisse macht, daß sie uns das Amt der Schlüssel überträgt, so wird unser Orden bald wieder zu seiner vorigen Würde gelangen, und dann wird auch, natürlicher

licher Weise, die Religion mehr geschätzt werden.
Aber unsre feinen Lehrer der Rechtschaffenheit haben so eine große Begierde nützlich zu seyn, daß sie sich und ihren Orden und die Religion darüber vergessen.

Es ist wahr, sagte der Kandidat, indem er den Kopf schüttelte, es scheint mir auch fast, daß die Protestanten, in der Absicht eine päpstliche Hierarchie zu vermeiden, den geistlichen Stand andern Ständen allzusehr gleich machen.

O! ein wenig Papstthum wäre uns sehr nöthig, oder wir werden nie wieder Glaubenseinigkeit und Glaubensreinigkeit erlangen. Ich kann es dem Luther und Melancthon nicht vergeben, daß sie die Hierarchie ganz aufgehoben, und auf die Vorzüge des geistlichen Standes so wenig geachtet haben. Daraus ist denn endlich der ganze Verfall des Christenthums entstanden. Denn wer giebt darauf Achtung, was ein elender Prediger sagt? Hingegen, wenn ein Erzbischof spricht, so müssen die Freigeister wohl schweigen. Man sieht es auch noch, daß an den protestantischen Orten, wo den Geistlichen ein Schatten von Autorität übrig ist, daß da auch die Religion geachtet wird. Ich wollte es unsern Freydenkern rathen, daß sie einem Senior in Hamburg,

gen kann. Und zuletzt wird bey dem Vernünfteln doch nichts herauskommen; denn, ich wiederhole es nochmals, dem Layen muß und soll man nicht erklären und herweisen, sondern er muß glauben. Es kömmt hier gar nicht auf die Vernunft, sondern auf die Bibel, auf eine übernatürliche Offenbarung an. Hier muß man nur nicht schmeicheln, sondern die menschliche Vernunft in ihrer Ohnmacht zeigen, ihr aber keinesweges, wie unsre trefflichen Lehrer der Tugend thun, ein Recht in Glaubenssachen zugestehen.

Herr S. hörte dieses Gespräch stillschweigend an, das Gesicht auf seinen Stock gestützt. Sebaldus aber war dabey sehr unruhig, und rückte sich auf der Bank hin und her, so daß er unvermerkt dem Prediger näher kam.

Dieser fuhr fort: Und unsern neumodischen Theologen, die die Welt haben erleuchten wollen, die so viel untersucht, vernünftelt, philosophirt haben, wie wenig haben sie ausgerichtet! wie müssen sie sich krümmen und winden! Sie philosophiren Sätze aus der Dogmatik weg, und lassen doch die Folgen dieser Sätze stehen; sie brauchen Wörter in mancherley Verstande, sie verwickeln sich in ihre eignen Schlingen, sie sind aufs äußerste inkonsequent. —

Sebalduſ ſiel ihm ſchnell in die Rede: „Und wenn ſie denn nun inkonſequent wären? Wer einzelne Vorurtheile beſtreitet, aber viele andere damit verbundene nicht beſtreiten kann oder darf, kann, ſeiner Ehrlichkeit und ſeiner Einſicht unbeſchadet, inkonſequent ſeyn oder ſcheinen. Die Verbeſſerer der Religion mögen immerhin ein zerriffenes Buch ſeyn, daß weder Titel noch Regiſter hat, und in welchem hin und wieder Blätter fehlen; aber auf den vorhandenen Blättern ſtehen nöthige, nützliche, vortreffliche Sachen, und ich will dieſe Blätter, ohne Zusammenhang, lieber haben, als Meenens Beweis der Ewigkeit der Hölleſtrafen, und wenn dieſes Buch noch ſo komplet wäre.“

Der Prediger ſchaute, mit ſtarrerem Blicke, und verlängertem Angeſichte, dem Sebalduſ gerade ins Geſicht, zog ſeinen Hut langſam ab, und ſagte, indem er ſich gegen ihn neigte, mit einem Tone voll Nachdruck und Würde:

„Sie ſind alſo, wie ich merke, ein Gönner der neuern heterodoxen Theologen. Sie werden vermuthlich alles, was dahin gehört, wohl überlegt haben; denn Herren Ihrer Art handeln niemals unüberlegt. Sagen Sie mir alſo doch, was für ein
„Chris

Christenthum wir bekommen möchten, wenn diese Herren so fortfahren, wie sie angefangen haben. ,

„Ey nun! versetzte Sebaldu, es könnte wohl ein sehr christliches Christenthum werden. —

„Christlich? ja ein heidnisches Christenthum wird es werden. Hören-Sie wohl? heidnisch ist der wahre Namen! ,

„Mag es doch heißen, wie es will; das menschliche Geschlecht wird durch eine Benennung weder glücklich noch unglücklich. ,

„So? wenn Sie denn also meinen, so mögen die Herren immer auf den Naturalismus fort arbeiten. Indifferentisten sind sie ohnedem schon. Auf die Art könnten sie ziemlich fortschreiten. Zum Glücke aber, setzte er mit einer weisen Miene hinzu, sind sie leichte Köpfe, die sich in kurzem vor sich selbst scheuen, und so wie in ihrer Philosophie, auch in ihrer Theologie, auf dem halben Wege stehen bleiben. ,

„Wenn es der Weg zur Wahrheit ist, so ist's, meines Erachtens, kein geringes Verdienst, bis auf den halben Weg zu kommen. Der Weg der Wahrheit ist so steil und ungebahnt, daß der eine früh, und der andere spät, ermüdet. Ein jeder gehe, so weit es ihm seine Kräfte erlauben. Auch derjenige, der nur einen einzigen Schritt fortgeht, auch derjenige, der
 § 5 , nur

nur eine ganz kleine Strecke durch seinen Fleiß bah-
 net, ist mir ehrwürdig. Aber nicht derjenige, der
 aus Stolz den Weg gar nicht antreten will, der aus
 Trägheit, um nicht einen Schritt weiter zu gehen,
 die Falschheit die vor den Füßen liegt, für Wahr-
 heit ausgiebt.

Also, rief der Prediger mit einem spöttischen Lächeln aus, wollen Sie erst neue Wege zur Wahrheit bahnen? Sie kommen zu spät, mein lieber Herr! der Weg ist schon ganz gebahnt; er heißt die Bibel. Und dabey haben uns unsere Vorfahren einen ganz untrüglichen Wegweiser gesetzt, der heißt die synodischen Bücher. Die haben Sie freylich, vermathlicher Weise, nicht gelesen, denn die Herren Selbstdenker pflegen nicht sehr belesen zu seyn. Wenn Sie mich zuweilen besuchen wollen, so können Sie sich näher belehren. Ich will Ihnen unsere ältern Theologen zu lesen geben, denn die werden ihnen wohl gänzlich unbekannt seyn. Sie werden darinn, zu Ihrer Verwunderung, alle Streitfragen längst erledert, alle Zweifel längst bestimmt, und alle die neuen Meinungen, auf die sich die neuen Heterodoxen so viel zu Gute thun, längst widerlegt finden. Leben Sie wohl, mein lieber Herr! — Ich wohne in der ... Straß.

Hiemit

Hiermit stand er auf, das süße Lächeln der Selbstzufriedenheit auf seinen Lippen. Die andern starrten gleichfalls auf, und jeder gieng seinen Weg.

Achter Abschnitt.

Nach einer kurzen Pause, sagte Sebaldis: „Hätte ich doch nimmermehr gedacht, daß man auf diese Art in Berlin von den symbolischen Büchern reden würde. Ein unbetrüglicher Wegweiser! Ich dachte, kein vernünftiger Mensch würde blindlings einem Wegweiser folgen, der vor mehr als zweyhundert Jahren gesetzt worden, er würde bedenken, durch wie viele Vorfälle der Wegweiser seit zweyhundert Jahren könne verrückt, oder der Weg seyn geändert worden. Wenn man diese Trüglichkeit überlegt, so muß man sich sehr wundern, daß die Menschen so großes Verlangen bezeigen, sich nach Lehrformeln, Synodalschlüssen und symbolischen Büchern zu richten.“

„Die Menschen ein Verlangen? rief Herr S. aus. — Dieß glaube ich eben so wenig, als daß die Menschen ein Verlangen haben, sich bey der Nase herumzuführen zu lassen. Aber diejenigen, welche die Menschen beherrschen wollen, brauchen Nasen, dar-“

an sie dieselben herumsühren können, und dazu sind die wächsernen Nasen am besten. Glauben Sie denn, daß der Mann, der eben ist so viel von symbolischen Büchern redete, ihnen eben so strenge anhängt, als er verlangt, daß ihnen andere anhangen sollen?

Dieß muß ich dahin gestellt seyn lassen, weil ich den Mann nicht genau genug kenne.

Ich lasse es auch dahin gestellt seyn. Ich kenne aber nicht wenig Geistliche von hohem Sinne, die vielleicht sehr leicht Heterodoxen geworden wären, wenn dadurch Ruhm oder ansehnliche Aemter zu erlangen gewesen wären. Wenn sie aber sehen, daß andere schon mit besserem Erfolge durch Heterodoxien Ruhm erworben haben, wenn sie fühlen, daß sie schwerlich Geschicklichkeit und Muth genug haben, möchten, noch wichtigere Neuerungen zu wagen, so rüfelt ihnen davor, Heterodoxen vom zweyten oder dritten Range zu seyn, und sie ergreifen die viel bequemere und sichrere Parthey, sie stellen sich an die Spitze der Orthodoxen ihrer Stadt oder ihrer Provinz, und wenden eben die Lebhaftigkeit des Geistes, mit der sie Kezerereyen hätten anstiften können, an, um sich Kezerereyen zu widersetzen. Sich auf die ältern Theologen und auf die symbolischen Bücher, bloß als

als auf unwidersprechliche Grundgesetze, zu berufen,
 ist schon eine so alte politische Maxime solcher Leute,
 daß sie bereits abgenutzt ist, und daß die Klügern
 unter ihnen schon auf ganz andere Mittel denken,
 um den Ruhm, den sie durch neue Heterodoxien nicht
 zu erhalten wußten, durch eine neue Orthodoxy von
 ihrer eignen Schöpfung zu erlangen. Denn wenn
 diese Herren auch vorgeben, daß sie noch so ortho-
 dox wären, so ist doch gemeiniglich die Art, wie
 sie orthodox seyn wollen, sehr neu.

Dies kann wohl nicht anders seyn, erwiederte
 Sebalduß, denn je mehr ich den Gang, den der
 menschliche Verstand in seiner Entwicklung von je
 her genommen hat, bedenke, desto unmöglicher
 scheint es mir, daß alles so bleiben sollte, wie es
 vor zweyhundert Jahren gewesen ist, und desto un-
 gereimter scheint es mir, daß man, durch Vorschrif-
 ten von irgend einer Art, die Veränderungen der
 Meinungen und ihren Fortgang hindern will. Die
 symbolischen Bücher sind für die Zeit und unter
 den Umständen, unter denen sie gemacht worden
 sind, sehr gut. Aber wenn wir denselben beständig
 anhangen wollten, so befürchte ich, da sich seitdem
 Regierungsform, Wissenschaften und Sitten ganz-
 lich geändert haben, wir würden endlich eine Theo-
 logie

solge bekommen, die sich für die Zeit, in der wir leben, auf keine Weise schicken würde.

Sie haben ganz recht. Wenn unsere Theologen, die symbolischen Bücher des sechszehnten Jahrhunderts zur unveränderlichen Form des Glaubens annehmen, so handeln sie gerade eben so klug, als wenn unsere Schneider die steifen Kragen, kurzen Mäntel, und weiten mit Pelz bebrämten Röcke eben dieses Jahrhunderts zur unveränderlichen Form der Kleidertracht hätten festsetzen wollen. Die Erfahrung lehret uns, daß die Meinungen sich nicht minder verändern, als die Kleidertrachten. Es geht daher auch den symbolischen Büchern eben so, wie der Kleidung der Geistlichen. Als die symbolischen Bücher gemacht wurden, enthielten sie bloß die allgemein angenommenen Meinungen aller Glieder der Lutherischen Kirche, so wie die Kleidung der Geistlichen, dem Schnitte nach, die Kleidung aller gelehrten Leute, und die schwarze Farbe, die Farbe eines Niedermanns war, wenn er feyerlich erschien. Als die Kleidermoden sich änderten, so blieben die Geistlichen in derselben immer wohl vierzig oder fünfzig Jahre zurück, so wie es ihnen noch oft in der Litteratur und Philosophie geht. Endlich änderte sich die Welt so sehr, daß der Schnitt

des

des Glaubens und der Kleidung, der zu Luthers Zeiten allen guten Leuten gemein war, endlich das Symbolum eines besondern Standes blieb. Und dennoch befürchte ich, es gehe, noch in einer andern Absicht, der Konformität mit den symbolischen Büchern, wie den Ärmeln und den Mänteln der Geistlichen. Obgleich jene immer Orthodoxie heißt, und diese immer schwarz bleiben, so haben sie beide doch, sonderlich seit fünfzig Jahren, so viel kleine, aber wesentliche Veränderungen erlitten, daß im Grunde, ein guter alter orthodoxer Dorfpastor, der, seit Buddens Zeiten, an keine Veränderungen wechset, in der Gelehrsamkeit noch in Hochschätzen und Perücken gedacht hat, von einem jungen orthodoxen Diakon itziger Zeit, der vier Jahre lang in adelichen Häusern Hofmeister gewesen ist, aller Konformität unerachtet, eben so stark in der Kleidertracht, als in der Glaubenslehre verschieden ist.

Sebalbus sagte lächelnd, es dünckt mich doch fast, die Dogmatik habe seit meiner Jugend mehrere Veränderungen erlitten, als die Kleidertracht. Ich dachte die Geistlichen giengen noch eben so, wie vor vierzig Jahren, in Döcken, und in Krägen und Mänteln. Ich dachte nicht. Sie haben nur auf jene Veränderung mehr acht gegeben, als auf diese. Sie ist

ist eben so merklich. Ja sogar, oft ist sie aus Begierde, sich von andern Glaubensgenossen zu unterscheiden, entstanden, und dann ward sie ein Stück der Kirchengeschichte.,

, Sie scherzen. Wie kann die Glaubenslehre auf die Kleidertracht einen Einfluß haben! Außerdem, sieht ja, in der ganzen protestantischen Kirche, eine Priesterkleidung der andern ähnlich.,

, Keinesweges! Der steife Wolkenkragen in Hamburg, Braunschweig, Breslau, Leipzig, und das feine Ueberschlägeln anderer Länder, die enge Summarie in Mecklenburg und Holstein, der weite Priestervrock in Sachsen und Anhalt, der Mantel in Brandenburg, das sammtne Kalottchen, das der Danziger Prediger auf seine Perücke nähret, sind alles wesentliche Unterschiede, die, so wie alle Dinge in der Welt, ihren zureichenden Grund, (determinirenden Grund, dachte Sebastian heimlich bey sich) und vielleicht oft zunächst in der Lehre haben. Hier habe ich eben eine ungedruckte Handschrift: Historische Versuche über Berlin betitelt, in der Tasche, die mir ein Freund mitgetheilt hat. Ich will Ihnen daraus etwas wenig von der Geschichte der Hüte und Mäntel der Berlinischen Geistlichkeit vorlesen. Vielleicht, merken,

merken Sie daraus, daß die Eingeweihten aller Orden Zeichen haben, die den Augen der Profanen entgehen.

Sie setzten sich abermals auf eine Bank, und Herr F. las, wie folget:

„Philipp Jakob Spener, ein gutmüthiger redlicher Mann, der, in einem Zeitalter voll theologisches Stozzes, und theologischer Zänkerrey, bescheiden und friedliebend war, der, vorzüglich vor allen dogmatischen Spitzfindigkeiten, die er gern vermeiden hätte, und nach dem Genius seines Zeitalters nicht vermeiden konnte, die Rechtschaffenheit und die Lauterkeit des Herzens einschärste, befliß sich nicht in seiner Kleidung etwas sonderliches zu haben. Sein ehrwürdiges Haupt,*) um das seine silberweißen Haare in natürlichen Locken hinabhiengen, wärmte ein kleines Kalottchen, und sein weite gefalteter Mantel (die damals gewöhnliche Tracht der Gelehrten, die noch bis in das erste Viertel dieses Jahrhunderts alle Schüler in Berlin trugen,) hing, als eine brauchbare Bedeckung, ungekünstelt über die Schultern und Arme herab. Bald nach seiner Zeit, ward ein Theil der Berlinischen Geisteslichkeit nach dem modischen Puzze der Spanischen Perücken**) lästern, die sie so oft auf den Häuptern der Geheimenräthe und der Edelknaben, an dem prunk-

*) Fig. 1.

**) Fig. 2.

„vollen Hofe unsers guten Königs Friedrichs I. ge-
 „hen hatten. Selbst die Pietistischen Prediger mochten
 „diese so oft abgekanzelte, und, nebst den Fontangen der
 „Frauenzimmer, vom Einblasen des leidigen Zeu-
 „fels hergeleitete Kopfzierde, so bald sie die Welt-
 „leute mit dem Regierungsantritte König Frie-
 „drich Wilhelms ablegten, ferner nicht verschmä-
 „hen. Vermuthlich ihrer Gravität wegen; denn sie
 „fiengen nunmehr, gleich den Leuten, die ihra
 „Denkzettel breit und die Säume an ihren Klei-
 „dern groß machten, *) an, in ihrer Kleidung sich
 „geflissentlich von andern Menschen zu unterschei-
 „den. **) Sie machten an ihren Kragen einen breiten
 „Saum. Ein breiter nur zweymal aufgestukter
 „Schiffhut beschattete vorn und hinten ihr Haupt,
 „und in den Mantel wickelten sie den Unterleib der-
 „maßen ein, daß, bey dem wenigen Raume, den die
 „Füße übrig behielten, derjenige unter ihnen, der
 „von Natur nicht bedächtigt war, einen bedächtigen
 „Gang annehmen mußte. Da unsere ganze Lutheris-
 „sche Geistlichkeit um diese Zeit anfieng, sich von
 „der Hamburgischen Orthodorie der polsternden
 „Mayer und Zeumeister, ab, und zum sanftern Pie-
 „tismus zu neigen, so ward dieser eben beschriebene
 „Anzug

*) Matth. XXIII. 5;

**) Fig. 2.

„Anzug sehr bald das Merkzeichen eines jeden Luthere-
 „rischen Pfarrers. Denn die Reformirten, denn
 „Hofe näher, wollten sich nicht so sehr von der ge-
 „wöhnlichen Kleidung abwenden. Sie bestellten den
 „gewöhnlichen dreymal aufgestützten Hut bey, und
 „den Mantel, *) dessen viele pedantische Falten sie
 „unmerklich vermindert hatten, schlugen sie von den
 „Schultern zurück, und hoben ihn im Gehen mit der
 „linken Hand zierlich auf, so daß sie mit mehrern
 „Anstände fortschreiten konnten. Nach einiger Zeit
 „fiengen sie an, den Mantel**), den sie mit der linken
 „Hand empor gehalten hatten, zu mehrerer Bequem-
 „lichkeit ganz auf den linken Arm zu legen. Unter
 „den Lutheranern, welche schon längst den schmaleren
 „Mantel, und die freyern Füße der Reformirten
 „mit heimlichem Neide mochten angesehen haben,
 „wagte es zuerst ein Mann, in großen Dingen klein,
 „und in kleinen Dingen groß, den Mantel***) um
 „den Leib zu schlagen, und mit freyen Füßen einher zu
 „treten, worinn er bald viele Nachahmer bekam. Es
 „wäre zu weitläufig zu erzählen, welche Widersprü-
 „che jede von diesen Veränderungen habe leider
 „müssen, wie oft man aus der veränderten Art den
 „Mantel zu tragen, auf eine Neuerung in der Lehre
 „geschlossen

§ 2

*) Fig. 3.

**) Fig. 4.

***) Fig. 5.

„geschlossen habe, und wie oft eine Neuerung in der
 „Lehre unbemerkt durchgegangen sey, weil der Neuer-
 „ling den Mantel noch nach der alten Art trug,
 „Genug, die alte symbolische Reinigkeit des Man-
 „teltragens bekam noch einen größern Fleck, da
 „einige Kryptokalvinisten anfiengen, den Man-
 „tel, nach Art der Reformirten, auf den Arm zu le-
 „gen, ob sie ihn gleich, weil sie sich denselben nicht
 „ganz gleich stellen durften,*) auf dem rechten Arme
 „trugen. In kurzem wurde dieser so kleine Unter-
 „schied der Konfessionen auch nicht mehr beobachtet.
 „Die Mäntel wurden rechts oder links getragen,
 „ohne einzige Regel, wie es jedem einfiel. Und nun
 „konnte man einen Lutherischen Prediger von einem
 „reformirten desto weniger auf der Straße unter-
 „scheiden, da eben zu der Zeit einige Lutherische Geis-
 „lichen sich unterfiengen, den ehrbaren Schiffhut, der
 „bisher immer noch das Schiboleth eines Berli-
 „nischen Lutherischen Geistlichen gewesen war,
 „mit dem dreyeckigten Hute zu vertauschen, den alle Ein-
 „wohner Berlins, und unter ihnen auch die refor-
 „mirten Geistlichen, trugen. So vielem Widers-
 „spruche auch dieses Unternehmen anfangs aus-

*) Fig. 6.

„gesetzt war, *) so gieng es doch ohne weitere Ab-
 „dung durch. Denn nunmehr war die Zeit gekom-
 „men, da die Unordnung und Launigkeit in der Lehre,
 „die sich schon lange in die Herzen eingeschlichen hatte,
 „auch an den Kleidern sichtbar werden sollte. Vor-
 „zeiten hatten sich die Lutherischen und Refor-
 „mirten, so viel wie möglich, von einander abgeson-
 „dert, auch wohl, eine Folge des Eifers für eines je-
 „den Symbolum, weidlich mit einander geha-
 „dert, nicht weniger, eine Folge des Haders, ein-
 „ander herzlich gehasset; nunmehr aber, da sich
 „ihre Geisllichen auch nicht einmal mehr, der Klei-
 „dung nach von einander unterschieden, war fast
 „gar die Frage nicht mehr, ob jemand Lutherisch
 „oder reformirt sey. Diese Indifferentistey hatte
 „aber auch andere schädliche Folgen. Denn die geist-
 „lich Kleidung verlor einen großen Theil ihrer
 „Wirkung. S 3 „Sym

*) Unter andern fanden in einer gewissen Kirche, in welcher
 wechselseitig Lutherisch und reformirt gepredigt ward,
 beide Gemeinen Urtsach, sich über diese Neuerung zu be-
 klagen. Es war bisher die Gewohnheit gewesen daß der
 Prediger, ehe er in die Sakristey trat, außen, neben der
 Thür derselben, seinen Hut aufhieng, woraus die Zuhä-
 rer gleich abnehmen konnten, an welcher Konfession die
 Rede sey. Nachdem aber der Hut seine symbolische
 Braud verloren hatte, so konnten die irregemachten
 Kirchlinder nunmehr weiter an keinem Kennzeichen un-
 terschieden, ob die Predigt, die sie hörten, Lutherisch oder
 reformirt sey.

„symbolischen Deutung, und zugleich einen gro-
 „ßen Theil ihrer Gravität. In der allgemeinen
 „Sorglosigkeit gegen alle bestimmten äußerlichen Zei-
 „chen, wurden die Mäntel immer schmäler, leichter
 „und kürzer,*⁾ und hiengen als eine zwecklose Verzier-
 „ung den Rücken herunter; die Perücken, die sonst in
 „gravitatischer Stierde den Rücken herab wallten,
 „oder auf den Schultern in sanften Seitenlocken ru-
 „heten, gewannen täglich ein weltlicheres Aussehen,
 „hoben sich in Taubenflügeln und gesteckten Lo-
 „cken in die Höhe, und endlich trugen Prediger kein
 „Wedenken, ohne alle Amtskleidung,**⁾ in blauen,
 „grauen und braunen Röcken auf der Straße und in
 „Gesellschaften zu erscheinen, und sich keiner gleich-
 „gültigen Handlung zu entziehen, die ein jeder an-
 „derer unbescholtener Bürger auch verrichten darf.“

„Und nun fragte Herr S. lächelnd: Was sagen Sie
 „zu diesen Veränderungen der Kleidertracht, die doch
 „offenbar mit gewissen Veränderungen in den Glaub-
 „ensgesinnungen Schritt gehalten haben?“

„Ich sage, antwortete Sebaldis sehr ernsthaft,
 „daß sie nur merkwürdig werden, wenn sie merkwür-
 „dige Folgen haben, und die haben sie nur, wenn
 „man sie für merkwürdig hält. Macht man ein un-
 „wichtiges

*⁾ Fig. 7.**⁾ Fig. 8.

wichtiges Ding wichtig, es mag nun ein Hochfärnel,
 oder ein symbolisches Buch seyn, so kann über dessen
 Veränderung Zank und Bitterkeit, ja wohl gar Auf-
 ruhr und bürgerlicher Krieg entstehen. Eben des-
 halb sollte man, meines Erachtens, in Dingen, die
 von der Meinung der Menschen abhängen, nicht all-
 zuviel bestimmen und durch Zeichen festsetzen wol-
 len, weil dadurch Nebendingen mehr Werth beyge-
 legt wird, als sie eigenthümlich haben. Das Ver-
 zeichnete ist wesentlich, das Zeichen willkürlich.
 Hat ein ieziger Geistlicher Speners edelmüthige
 Bestimmungen, so wird er einem weisen Manne eben
 so werth seyn, er mag sich schwarz oder grün kleiden,
 und jeder ehrliche Mann, der rechtschaffen handelt,
 und so viel er kann, tugendhafte Thaten thut, ver-
 dient verehrt zu werden, er mag seine Gedanken vor
 sich selbst weglaufen lassen, oder sie an irgend ein
 Symbolum heften wollen. Wenn mich nicht alles,
 was ich als Kennzeichen der Wahrheit erkenne,
 trägt, so muß ich glauben, Gott selbst werde uns
 nach unsern Bestimmungen, und nicht nach unsern
 Spekulationen richten; er werde jedem gnädig seyn,
 der so viel gutes thut, als er in der Lage, in der er
 sich befindet, thun kann, und werde keinen verdam-
 men, weil er symbolische Bücher, die irgend eine

Partey; die einmal auf einem Winkel der Erde
eine Zeitlang mächtig war, zur Nichtechnur festgesetzt
hat, entweder nicht verstehen oder nicht billigen
konnte.

Neunter Abschnitt.

Unter diesem Gespräche waren sie aufgestanden, und
setzten es fort, bis sie vor das Haus kamen, wo
ihr beiderseitiger Freund, der Major, wohnte, dem sie
diesen Abend einen Besuch zugedacht hatten. In
dem sie eben ins Haus traten, sahen sie, zu ihrem gro-
ßen Erstaunen, daß der Armenschulmeister, Sebal-
dus Freund, von zwey Bedienten mit Gewalt die
Treppe hinunter geworfen ward, denen der Pletist, mit
welchem Sebaldus nach Berlin gekommen war, eiligt
folgte, und mit weggewandtem Angesichte, die Hände
über das Haupt zusammenschlagend, sich durch die
Hausthür auf die Straße drängte. Herr F. und
Sebaldus stießen die Bedienten zurück, die den
wehthlosen und todtensblaffen Schulmeister noch übler
behandeln wollten, und der Major, der im Erdge-
schosse wohnte, und bey dem heftigen Lärm seine
Thür geöffnet hatte, nahm ihn in seinen Schutz, und
führte ihn in sein Zimmer, wo er ihn in einen Arm-
stuhl sich niedersehen ließ. Nach:

Nachdem der Schulmeister wieder etwas Athem zu schöpfen anfieng, war die allgemeine Frage: was die Ursache des Kräms gewesen sey, und was er mit dem im ersten Stockwerke wohnenden Edelmann, dessen Bedienten ihm so hart begegnet, zu thun gehabt habe.

Der Schulmeister antwortete bloß durch tiefes Schluchzen, und durch die kläglichsten Ausrufungen; Ich elender Mann! ich unglücklicher Mann! ich bin ohne Rettung verloren!

Sebalduß suchte ihn durch alle möglichen Gründe wieder zur Fassung zu bringen, der Major bot ihm seinen Arm, Herr S. seine Börse und alle sonst nur mögliche Hilfe an.

Vergebens! er wiederholte seine trostlosen Ausrufungen, mit den Geberden eines Verzweifelten begleitet, bedeckte dazwischen einmal über das andere sein Angesicht mit seinen beiden Händen, und weinte bitterlich.

Nach langem Zureden beruhigte er sich endlich so weit, daß er, mit vielen untermischten Seufzern, folgendes erzählen konnte.

Sie wissen es, sagte er, in dem er sich zum Sebalduß wandte, und ihm wehmüthig die Hand drückte, wie ruhig und wie glücklich ich war. Obgleich

gleich arm, hatte ich doch mein Auskommen. Ich arbeitete, nebst meiner Frau, fleißig; und meine Tochter — o mein einziges Kind! Sie war nie ihren Aeltern ungehorsam gewesen, sie hatte uns nie den geringsten Verdruß gemacht, sie übertraf uns an Fleiß, sie machte uns mit ihrer künstlichen Arbeit Vergnügen; wenn wir Aeltern nur gerade die Noth; durft erwerben konnten, so verschaffte uns ihr Fleiß zuweilen einen festlichen Tag. Sie war mein Augapfel, ich war mehr als glücklich, als der heuchlerische Bspewicht, den sie haben aus der Thüre remmen sehen, meine ganze Glückseligkeit, die ich auf Erden habe, zerstörte. Er setzte sich in der St. Gertraudskirche oft neben mir, wo er auch wohl zuerst meine Tochter mag gesehen haben. Er suchte meine Bekanntschaft, indem er zwey arme Knaben in meine Schule brachte, für die, wie er sagte, gottselige Leute das Schulgeld bezahlen wollten. Er sah und lobte meiner Tochter Arbeit, er brachte in kurzem einen Menschen mit, der seine ausgenähte Arbeit bestellte, und reichlich bezahlte. Dieß war, wie ich hernach erfahren habe, der Kammerdiener des wollüstigen, Müßiggängers, der in diesem Hause wohnt, ein undeutscher Kerl, ohne Redlichkeit, ohne Menschengefühl, den das Wimmern der zu Grunde gerichteten

ten

,ten Unschuld so wenig rührt, als den Schlächter das
 ,Blöken des Lammes, dem er die Kehle abschneiden
 ,will. Mit diesem hat der schändliche Unterhändler
 ,vermuthlich den abscheulichen Entwurf ins Meine ge-
 ,bracht, mich und mein Kind ins Unglück zu stürzen.
 ,Er führte meine Tochter, in Gesellschaft ihrer Mut-
 ,ter, zu seiner Wohnung, wie er sagte, einer Matrone,
 ,die ausgenähte Arbeit fertigete, und fertigeten
 ,ließ. Sie schien mit meiner Tochter Arbeit zufried-
 ,den, zeigte ihr aber noch feinere, und gab ihr zu
 ,verstehen, daß sie dergleichen von ihr wolle fertigie-
 ,gen lassen, daß sie ihr mehrere Vortheile dabey zei-
 ,gen wolle, nur müsse sie unter ihren Augen arbei-
 ,ten. Mein Kind freute sich, mehr lernen zu könn-
 ,en, und wir fanden kein Bedenken, sie in das
 ,Haus einer Matrone zu schicken, bey der alles ein-
 ,frommes und verständiges Ansehen hatte. Sie gieng
 ,einige Monathe lang täglich in dieß Haus. Sie nahm
 ,an Geschicklichkeit zu, und wir glaubten, diese Be-
 ,kauntenschaft wäre ein Glück für unser Kind. Ach,
 ,leider! wir wußten nicht, daß sie schon unwieder-
 ,bringlich unglücklich war. In den ersten Tagen
 ,ihres Aufenthalts in diesem Hause, war der junge
 ,Herr selbst, unter dem Vorwande Arbeit zu bestel-
 ,len, dahin gekommen, er hatte meine Tochter gese-
 ,hen,

hen, und ihre Arbeit gleichkältig gelobt. In kurzem ward er zudringender, die Wirthinn ließ ihn mit melner Tochter gesittentlich allein, oder ward von ihrem Vetter zu andern Geschäften gerufen. Nun wandte er alle verführerischen Künste an, um ein junges Herz zu gewinnen, daß noch nicht gelernt hatte, sich gegen betrügerische Anlockungen zur Wehre zu stellen. Das süße Gift der Schmeicheley behördt wohl oft einen weisen gesetzten Mann, wie sollte ihm ein junges unerfahrenes Mädchen widerstehen können, das noch keinen hinterlistigen Menschen gesehen hatte, das jedes Herz für so ehrlich hielt, als ihr eigenes. Kurz, ihr ward ihre Unschuld geraubt. Die Folgen davon ließen sich bald spüren. Sie ward kränklich, und das schreckliche Geheimniß konnte ihrer Mutter ferner nicht verborgen bleiben. Wir waren wie vom Blitze gerührt, aber Klagen und Verwünschungen waren zu spät, wir mußten nur unser armes Kind zu retten suchen, das in Kummer über ihren Fehltritt, den sie nun erst in seiner wahren Gestalt sah, sich das Leben abhärmt. Auf der andern Seite wollte der Verführer auch nicht eher von ihr ablassen, bis er ihrer völlig satt wäre. Er sandte täglich Botschaften und Briefe, die nicht angenommen wurden. Der Kammerdiener schlich sich

, einiges

, einigemal ins Haus, wo ich ihn unsanft abwieß. End-
 , lich meldete sich heute der Unterhändler, der sich seit
 , langer Zeit nicht hatte sehen lassen. Er betauerte,
 , mit gleisnerischem Wortgepränge, den Unfall, den
 , ich hätte erfahren müssen, und, nach vielen Um-
 , schweifen, kam er endlich auf seinen Antrag, nehme-
 , lich, daß ich mit dem Herrn selbst sprechen möchte,
 , weil er mir Vorschläge thun wolte, die so vernünf-
 , tig und billig wären, daß dadurch ein großer Theil
 , des geschehenen Schadens könne ersetzt werden. So
 , groß auch mein Widerwillen war, dem Verführer
 , meiner Tochter ohne Verwünschung in die Augen zu
 , sehen, so gieng ich doch mit dem dienstwilligen Un-
 , terhändler hin. Was meinen Sie, daß der vernünftige
 , und billige Vorschlag war? (Hier drang ein Strom
 , von Thränen aus seinen Augen:) Meine Tochter
 , sollte Ausgeberinn bey dem Verräther ihrer Ehre
 , werden, und ihr Vater sollte einen schimpflichen mo-
 , nathlichen Gehalt haben, um die Frucht des uner-
 , laubten Umgangs zu erziehen. Hier konnte ich mich
 , nicht mäßigen, ich stieß aus, was der Unwillen
 , einem ehrlichen, obwohl armen Vater eingeben kann,
 , dem ein vornehmer Wollüstling zumuthen darf, der
 , Kuppler seiner eignen Tochter zu werden. Der Kam-
 , merdiener, der während der ganzen Unterhandlung
 , eben

eben so viel gesprochen hatte, als der Herr selbst, fand es sehr lächerlich, daß ich mich einem Arangemene widersetzen wollte; daß der gnädige Herr der petite fille ja weiter nichts übel's thun wollte, u. d. gl. Ich ließ meinen ganzen Unmuth aus, und wollte unverzüglich zur Thür hinaus, als der Unterhändler ins Mittel trat. Er versicherte, daß er den ersten Vorschlag selbst nicht billige, weil dadurch den Schwachen manches Nergerniß gegeben werden könnte; er erklärte also, daß der Kammerdiener meine Tochter heirathen, und das Kind als sein eigenes aufnehmen sollte, dagegen werde ihn der gnädige Herr zum Haushofmeister machen, so bald er sich mit seinen Gläubigern völlig gesezt habe, und wieder zum Genuß seiner Güter gekommen sey. Mein! länger konnte ich mich nicht halten. Eben so gern würde ich meine Tochter dem Bittel gegeben haben, der diesen Buben hätte brandmarken sollen, welcher das vornehmste Werkzeug der Verführung meiner Tochter gewesen war. Ich sagte nunmehr dem Herrn gerade heraus, daß ich sein Bubenstück auf keine Weise durch meinen Beytritt billigen wollte, daß ich die wenige Gerechtigkeit, die mir der Richter wiederfahren lassen könnte, aus allen Kräften suchen würde, und daß er mit meinem Willen meine Tochter nie wieder sollte zu Gesicht

sicht bekommen. Er kam darüber in die größte Wut, und befahl seinen Bedienten mich hinaus zu werfen; der Unterhändler wollte ihn zwar besänftigen, aber er hieß ihn auch zum Teufel gehen, und lief als ein Rasender in sein Kabinett.

Als er seine Erzählung geendigt hatte, verbarg er abermals sein Angesicht in seine Hände, und überließ sich einer trostlosen Verzweiflung.

Alles, was Sebaldus und Herr S. thaten, um ihn aufzurichten, verfieng nichts. Er rief mit klägerlicher Stimme aus: „Alle Hoffnung ist für mich verloren! Selbst die Götter haben keinen Schutz für mich. Mein Gegner darf mich ungestrast beleidigen, ungestrast unglücklich machen!“

„Nein! das soll er nicht!“, rief der Major, der schon lange mit starrer Aufmerksamkeit zugehört hatte. „Wir wollen sehen, was der Bursche zu thun vermeint.“

Er rief seinen Reitknecht, ließ sich bey seinem Nachbar eine Treppe hoch melden, und ein Paar Minuten drauf nahm er seinen Hut und Degen, und stieg die Treppe hinauf, ohne erst Antwort zu erwarten.

Er fand den Edelmann im Vorsaal, im Begriffe auszugehen, um diesen Besuch zu vermeiden. Er wollte

wollte sogleich eine höfliche Entschuldigung stammeln, aber der Major trat gerade vor ihn, und sprach mit gerunzelter Stirn:

„Herr! sind Sie ein Edelmann?“

„Ich dächte, war die Antwort, ich könnte mich in ein hohes Stifft aufnehmen lassen, wenn ich wollte. Aber um Vergebung, wozu diese Frage, die mich bei fremden könnte?“

„Wozu? weil ich dächte, daß ein Edelmann auch ein ehrlicher Mann seyn müßte, ehe er ein Edelmann seyn kann.“ —

„Wie so? — Mein Herr! Sie kommen in meine eigene Wohnung, mich zu beleidigen, geben sie wohl Acht.“ —

„Herr, die Wahrheit ist gut zu sagen, wo es auch ist. Sie haben, Herr! eines ehrlichen Mannes Tochter verführt, und haben noch dazu den Vater groblich beleidigt, das thut kein Mann der Ehre im Leibe hat, und das haben Sie gethan.“

„Herr Major, wenn ich nicht für Ihr Alter Achtung hätte, — so würde ich... Aber parbleu ich weiß auch noch nicht, was Sie von mir eigentlich wollen. Meinen Sie etwa den Kerl, der eben hier war? der geht mich gar nichts an. Mein Homme de Chambre hat mit seiner Tochter was zu thun gehabt,

habt, und darüber lärmst der Vater. Aber er hat Unrecht, denn mein Homme de Chambre will das Mensch heurathen.

Der Kammerdiener trat vertraulich hervor, und versicherte den Major, in gebrochenem Deutsch, daß er noch zur Heurath bereit sey.

Der Major sah ihn flämisch über die Achsel an, und sagte: Patron, wenn ich mit dir werde reden wollen, so werde ich dirs sagen. — Mit Ihnen habe ichs zu thun, Herr! der Sie sich ins Herz schämen sollten. Meinen Sie, Herr, daß ich nicht weiß, wer mit dem Mädchen zu thun gehabt hat? Denken Sie, Herr, daß die Tochter eines ehrlichen Mannes, weil Sie sie geschändet haben, nun für Ihren Kuppler gut genug ist?

Das ist doch besonders, — ganz besonders; — und Sie mäßigen sich noch dazu gar nicht in Worten; — lassen Sie doch die Leute die Sache ausmachen, die Sache geht mir ja gar nichts an; — und darf ich fragen, wie Sie dazu kommen, daran Theil zu nehmen? —

Wie? Herr! weil der Mann mein Freund ist. —

Ah pardi! das ist eine andere Sache. Ich habe nicht gewußt, daß Sie unter Leuten solcher Art auch Freunde hätten.

h

Ja,

„Ja, Herr! Ich schäme mich nicht, eines ehrlichen Mannes Freund zu seyn, und scheue mich, nicht jeden Schurken zur Rede zu setzen, der einem ehrlichen Manne ungestraft Unrecht thun will.“

„Ich bin ganz betroffen, Herr Major; da ich gar nicht die Ehre habe, Sie zu kennen, kommen Sie in meine Wohnung, und sagen mir voll Ungestim Dinge vor, die — — ich weiß gar nicht — Was verlangen Sie denn, daß ich dem Manne und dem Mädchen thun soll? —“

„Herr! Genugthuung sollen Sie beiden geben, und — doch, durch welche Genugthuung können Sie ein solches schimpfliches Verfahren wieder gut machen! — Er schlug sich mit der Hand vor die Stirn.“

„Sie, sehen also selbst, Herr Major, daß ich bey der Sache nichts weiter thun kann; und wenn mein Homme de Chambre das Mädchen heurathet, und ich ihr in Ansehung seiner, ein Heurathsgut gebe. —“

„Nein, Herr! mir sollen Sie Genugthuung geben, weil Sie ein Schurke sind, und sich unterstehen, mit mir unter Einem Dache zu wohnen; — und hiemit zog er den Degen.“

„Herr Major! hören Sie doch vernünftige —“

„Herr! zieh' Er, oder, straf mich Gott! ich will Ihm zeigen, daß Er nicht werth ist einen Degen an der Seite zu tragen.“

„Gut“

„Gut! Herr Major! ich will Ihnen Sättelsack
 ,ktion geben; — aber auf Pistolen; — — ich schlage
 , mich nicht anders, als auf Pistolen.“

„Herr! mach' Er kein Federlesens, zieh Er auf der
 , Stelle, oder ich will Ihn —“

Dem Edelmann blieb nichts übrig, als den Degen
 zu ziehen. Der Major drang auf ihn ein. Der
 Kammerdiener kam seinem Herrn mit gezogenem
 Hirschfänger zu Hülfe, und plötzlich fuhr der Hirsch-
 fänger tief in des Majors Rücken, ob von ungefähr,
 oder vorsätzlicher weise, sey dahin gestellt.

Franz, der Reitknecht, faßte den Kammerdiener in
 die Gurgel, und gab ihm einen Deutschen Faust-
 schlag auf den andern ins Gesicht. Der Major
 lag in seinem Blute, der Edelmann machte ihm eine
 verbindliche Entschuldigung, wegen dieses unglückli-
 chen Vorfalls, die der Major bloß mit einem Blicke
 voll Verachtung beantwortete. Herr F. schickte nach
 der Wache. Der Kammerdiener ward in Verhaft
 genommen, der Edelmann bekam Hausarrest. Der
 Major ward in sein Bette gebracht und von einem
 Wundarzte verbunden, und der Schulmeister, den
 seines Vertheidigers Unfall, noch mehr wie sein eige-
 ner, außer aller Fassung gebracht hatte, ward halb

totd in eine Miethskutsche gesetzt, und von Herrn F. und von Sebaldus nach Hause gebracht.

Zehnter Abschnitt.

Der Major ward von seinen Freunden täglich besucht. Im Anfange schien die Wunde nicht gefährlich. Aber nach einigen Tagen verschlimmerten sich die Umstände sehr. Das Wundfieber ward heftiger, die Entzündung nahm zu, und die Kräfte nahmen ab. Der Wundarzt erklärte endlich, daß sehr wenige Hoffnung zur Wiedergenesung da wäre. Die sämmtlichen Freunde des Majors waren darüber sehr niedergeschlagen, der gute Franz aber, der über dreißig Jahre in des Majors Dienste gewesen war, weinte unablässig, so daß ihn der Kranke selbst tröstete, der unter allen diese Nachricht mit der größten Gleichmüthigkeit aufnahm. Die geschwinde Abnahme seiner Kräfte ließ nur allzusehr befürchten, daß sie wahr seyn möchte.

Eines Tages war der Kranke besonders schwach. Gegen Mittag aber fiel er in einen Schummer, in dem er einige Stunden verblieb, und als er erwachte, äußerlich ein wenig erquickt schien. Franz, der über dessen mißlichen Zustand sehr traurig war, ergriff die

die Gelegenheit, da der Major heiteres Gemüths, und sie beide allein waren, und that, nach vorgängiger Entschuldigung, eine Frage, die ihm schon lange auf dem Herzen gelegen hatte, nehmlich:

„Ob der Herr Major, nicht das Sakrament nehmen wolte.“

„Lieber Franz, du meinst es recht gut, sagte der Kranke; aber wozu? Ich habe das Abendmahl immer nur genommen, wenn entweder das Regiment kommunicirte, oder wenn ich besondere Ursach fand, mich zu sammeln, und ernsthaft über mich nachzudenken; aber glaube mir, Franz, ein Krankenlager von drey Wochen giebt an sich selbst Gelegenheit genug zum ernsthaften Nachdenken.“

„Aber, lieber Herr Major! ein Mensch muß doch so schwer sterben, wenn er nicht gebeichtet hat.“

„Höre nur, mit der Beichte habe ich niemals etwas zu thun gehabt. Anstatt der Beichte sagte ich allemal laut und ernstlich: Schaff in mir Gott ein reines Herz, und gieb mir einen neuen gewissen Geist; verwirf mich nicht von deinem Angesichte, und sey mir gnädig. Damit war mein Feldprediger zufrieden, und ich denke, Gott wird auch damit zufrieden seyn, wenn ichs jetzt sage. Aber höre, Franz, ich will jetzt thun, was ich sonst

bey der Weichte that, ich will dich wegen alles dessen um Vergebung bitten, was ich dir kann zur Weide gerhan haben; vergieb es mir. Hier reichte er Franzen die Hand.

Franz küßte des Majors Hand, die er mit Thränen benetzte, und sagte schluchzend: Ach, Herr Major! ich kann Ihnen nichts vergeben, Sie sind immer mein guter Herr gewesen, und haben an mir mehr Liebe bewiesen, als ich verdiente. Vergeben Sie mir nur, wenn ich zu vorschuell gewesen bin. Ich dachte doch, man könnte nicht ruhig sterben, wenn man nicht von einem geistlichen Herrn ordentlich vorbereitet würde. Als Sie daher schliefen, lief ich geschwind zu einem Prediger, der nicht weit von hier wohnt, aber er war nicht zu Hause.

Du hast recht gut gemeint, Franz; da er aber nicht zu Hause war, ist's nun auch eben so gut. Ich habe mit diesen Herren nicht gern etwas zu thun, wenn ich sie nicht vorher genau kenne. Ich lag, du weißt es, auf dem Schlachtfelde bey Torgau, hart verwundet, an zwölf Stunden, ehe du mich unter den Todten und Blessirten herausfandest. Damals konnte mir kein Feldprediger zusprechen, und ich war zum Tode eben so bereit, wie jeso.

Indem

Indem er dieses sagte, trat Sebaldus herein, um ihn zu besuchen.

„Sie kommen, mein lieber Freund, sagte der Kranke, gerade zur rechten Zeit. Ich werde von diesem Lager nicht wieder aufkommen, ich weiß es, und bin ganz völlig gefaßt zu sterben. Nun meint mein guter Franz, (er drückte demselben die Hand) es sey nöthig, daß ich von einem Geistlichen zum Tode bereitet würde. Dieß wünschte ich von niemand lieber, als von Ihnen, mein Freund. Thun Sie, als ob Sie mein Beichtvater wären. Fragen Sie mich, lehren Sie mich, beten Sie mit mir.“

Sebaldus sagte sehr gerührt: „Der Zuspruch auf dem Todtenbette ist allezeit eine sehr schwere und zuweisen eine vergebliche Sache. Es kann daselbst schwerlich noch eine Veränderung des Geistes vorgehen, wenn sie vorher im ganzen Leben nicht geschehen ist. Glaubenslehren zu beweisen, ist die Zeit zu kurz und der Geist nicht heiter genug; Pflichten einzuschärfen, ist zu spät. Die Schwachen aufzurichten, ist was ein menschenfreundlicher Prediger am leichtesten thun kann.“

„Naj, Herr! ich bin nicht schwach! schonen Sie meiner gar nicht, sondern gehen Sie mit mir um, wie

wie ein Pfarrer am Todtenbette thun soll, recht wie es vorgeschrieben ist.

Seb. Ich würde mich wahrlich freuen, wenn ich zur Beruhigung eines Mannes, den ich so werth schätze, etwas beytragen könnte. Da Ihr Gemüth gelassen ist, so ist es vielleicht am nützlichsten, wenn ich Sie an verschiedene Wahrheiten, die den Menschen ehrwürdig und wichtig seyn müssen, erinnere. Ich kann nicht wissen, ob Sie dieselben in Ihrer gehörigen Verbindung gedacht haben; wäre dieses nicht, so könnte ich vielleicht ihre Wirkungen vermehren, wenn ich, durch eine kurze Ueberlegung, eine Lücke zwischen denselben ausfüllen könnte. Dieserhalb wünschte ich Ihre Bestimmungen über gewisse Lehrpunkte zu wissen.

Maj. Ganz recht; examiniren Sie mich nur, ich will auf alles antworten.

Seb. Sie glauben vermuthlich, daß ein Gott da ist, der Himmel und Erde geschaffen hat?

Maj. Ja, freylich! Wer sollte nicht an Gott glauben?

Seb. Sie glauben auch, daß Gott die Welt, und alle Dinge darinn, mit einer weisen Vorsehung regiere?

Maj. Freylich! ohne Gott geschiehet nichts.

Seb.

Seb. Und daß nach diesem Leben noch ein künftiges zu gewarten sey?

Maj. Mein, mit dem Tode ist alles aus.

Seb. Ich habe zuweilen aus Ihren Worten geschlossen, daß Sie eine solche Meinung hegten, ohne daß es sich gefügt hätte, sie näher erläutern zu können. Wäre diese Meinung wahr, so wären wir, wie Sie selbst nicht läugnen werden, in vielen Begegnissen des Lebens völlig trostlos. Gott hat aber, wie ich glaube, so wie er kein Uebel, ohne zu gutem Zwecke zuläßt, auch, als ein gütiger Vater, für jedes Uebel den Trost in die Natur gelegt. Dieß hat mir schon vor langen Jahren über diese Meinung näher nachzudenken Gelegenheit gegeben; ich weiß daher, daß, in der Vernunft und in der Schrift, viele Gründe zu finden sind, die sehr bald das Gegentheil wahrscheinlich, und, bey reiferm Nachdenken, gewiß machen.

Maj. Herr! ich habe immer gedacht, daß die Vernunft nicht einmal weiß, wenn ein Todter recht todt ist, wie sollte sie wissen, was nach dem Tode vorgehet. Wenigstens meine Vernunft reicht so weit nicht. Was die Schrift betrifft, so steht viel gutes darinn. Ich habe alles gelesen. Es läßt sich vieles hier in diesem Leben recht wohl nützen. Aber von einem künftigen Leben, so wie von so viel andern unbegreiflichen

den Dingen, glaube ich nichts, wenns auch in einem Buche steht.

Seb. Wenn Sie denn also die Bibel gelesen haben, glauben Sie denn, daß darinn der Willen Gottes enthalten ist, dem wir folgen sollen?

Maj. Gottes Willen ist, daß ein Mensch ein rechter Schaffner Kerl seyn soll, und nicht Unrecht thun. Das weiß jeder, und es steht auch in der Schrift. Das Ubrige mag für euch Herren Geistlichen gut seyn. Ein Soldat kann nicht so vielerley Dinge in seinen Kopf kriegen, worüber ihr euch disputirt.

Seb. Sie gestehen also, daß kein Mensch Unrecht thun sollte. Gleichwohl thun die meisten, ja man kann wohl sagen alle Menschen mannichfaltig Unrecht. Wie ist's nun, wenn wir mit unsern Sünden Bestrafung verdient hätten?

Maj. So müßten wir sie leiden. Wer heißt uns sündigen?

Seb. Die Frage läßt sich vielleicht nicht so gerade zu entscheiden. Denn, wenn nun unsere Natur so unvollkommen ist, daß wir nicht ohne Sünde bleiben können, wenn wir nun zu schwach sind, den Willen Gottes vollkommen zu befolgen.

Maj. Ey! denn kann Gott auf uns nicht zürnen. Er hat uns selbst gemacht, und wahrhaftig recht mit großer

großer Klugheit gemacht, daß nichts an uns ohne Ursach ist. Wie könnte er denn von uns etwas verlangen, das wir nicht leisten könnten? Sehen Sie hier meinen Hühnerhund, der ist ein Hühnerhund, und weiter nichts, er wird vor einem Huhu stehn; aber wenn ich verlangen wollte, daß er eine Sau stellen sollte, so kann ich nicht sagen, der Hund sündigt, wenn ers nicht kann.

Seb. Sie schließen viel zu rasch. Wir würden langsamer gehen müssen, wenn wir diese Frage gründlich untersuchen wollten, dazu fehlt uns ist aber die Zeit. Lassen Sie uns auf das künftige Leben zurückkommen. Ueberlegen Sie wohl, daß wenn es wegfällt, auch alle Belohnungen und Bestrafungen wegfallen, welche Tugend und Laster, wie es offenbar ist, in diesem Leben nicht in angemessenem Maße erhalten. Und damit würden also auch alle Bewegungsgründe zur Tugend wegfallen.

Major, Warum das? Ein ehrlicher Kerl muß Recht thun, weil es Recht ist, und nicht weil er dafür belohnt seyn will. Werde ich belohnt, so ist's gut, wofern aber nicht, so muß ich doch rechtschaffen handeln. Ich habe im letztern Kriege oft mein Leben gewagt, ob ich gleich immer Major geblieben bin. Oder glaubt er, Herr! daß ich nur deswegen den Schurken da
oben

oben zur Rebe gestellt habe, damit ich dadurch in jenem Leben könnte Oberstlieutenant werden?

Seb. Die Belohnungen sind aber doch Folgen guter Thaten. Auch in diesem Leben verlangt ein Soldat für seine Tapferkeit vom Könige Belohnung, und ist unzufrieden, wenn er sie nicht bekommt.

Maj. Ey, ist's nicht Belohnung genug, wenn ich weiß, daß ich Recht thue. Und dann, Herr! ist's mit Gott eine ganz andere Sache, als mit dem Könige. Der Herr, ist ein Mensch wie ich, und kann nicht alles wissen, sonst wäre ich auch wohl weiter. Aber Gott weiß alles, und da hats gute Wege, der wird mir schon zukommen lassen, was mir gehört.

Seb. Sehen Sie nun aber einmal auf einen Augenblick voraus, daß ein künftiges Leben wäre, welches doch, wie Sie gestehen werden, an sich nicht unmöglich ist; sehen Sie voraus, daß alle unsere Handlungen, gute und böse, auch in jenem Leben Folgen haben müssen, und daß diese Folgen, wenn uns gleich die Art noch unbegreiflich ist, in vielen Fällen überschwenglich groß seyn können. Wird nun derjenige nicht viel vorsichtiger gehandelt haben, der seine Handlungen, nach einer strengen Richtschnur, so eingerichtet hat, wie er sie auch in jenem Leben zu verantworten gedenkt, als derjenige, der, in der Meinung, es sey nach dem

Tode

Tode alles aus, gethan hat, was ihm beliebt, und in dieser Sorglosigkeit vieles begangen hat, das er nicht rechtfertigen und dessen Folgen in jenem Leben er nicht ändern kann? Und überlegen Sie, welcher unter beiden in dieser Welt ein besserer Bürger, und ein rechtschaffenerer, tugendhafterer Mensch seyn werde.

Der Major sah den Sebaldus mit starren Augen an, und schwieg still. Sebaldus auch. Endlich brach der Kranke aus:

Herr! daran habe ich noch in meinen Leben nicht gedacht. Ein Soldat hat auch nicht Zeit, so weit hinzudenken. Aber ich besinne mich jetzt eben. Wenn auch ein künftiges Leben, und ein jüngster Tag ist, so glaube ich, ich werde dann ein Herz fassen, und weder vor Gott noch vor dem Teufel erschrecken. Laß ihn kommen den Teufel, wenn er mich anklagen will, er muß mich doch vor Gott anklagen, und der weiß, daß ich nie wissentlich etwas böses gethan habe. O! du mein allmächtiger Schöpfer! würde ich sagen, (er richtete sich ein wenig auf, und faltete seine Hände,) du weißt, daß ich nie den hilflosen Unglücklichen gedrückt, daß ich nie Wittwen und Waisen betrübt, daß ich nie wissentlich diese Hände zum Bösen gebraucht habe. Zwar — (hier schwieg er ein wenig
still

still, und schlug seine Augen nieder). Ich hätte noch mehr Gutes thun können — Aber (hier hob er seine Augen abermals empor) allgütiges Wesen, ich werfe mich in deine Hände. Du hast mich zum Menschen machen wollen, also sollte ich wohl nicht ganz vollkommen seyn. Ich verlange auch nicht, wenn ein Himmel ist, im Himmel obenan zu stehen.

Hier sank er, von der Anstrengung entkräftet, sanft zurück, die Luft fehlte ihm, er erholte sich, und sprach noch mit stammelnder Stimme zum Sebaldus, indem er ihm die Hand drückte:

„Ach! mein Freund, wenn Gott ein Regiment von Seligen hat, so wäre es schon genug, wenn unser einer nur ein Gemeiner werden könnte. —“

Er wollte noch etwas sagen; aber der Steckfuß nahm überhand, er fieng an zu röcheln, und nach einigen fruchtlosen Versuchen ihm zu helfen, verschied er einige Minuten darauf, und Sebaldus drückte ihm weinend die Augen zu.

Elfter Abschnitt.

Daun war er entschlafen, als der Prediger, welchen Sebaldus unter den Linden auf der Bank getroffen hatte, schnell in das Zimmer trat. Er hatte

hatte bey seiner Zuhausekunft, die durch Franzzen an ihn gebrachte Botschaft erfahren. Er eilte, so sehr er konnte, an einen Ort, wo er sich, wie ein anderer Fresenius, durch die Bekehrung eines Freygeistes auf dem Todtenbette zu signalisiren dachte; denn weil er sich um alles, was in seinem Kirchensprengel vorgieng, bekümmerte, so war ihm unverborgen geblieben, daß der Major besondere Meinungen hege, und weder ihn noch einen von seinen Kollegen zum Beichtvater gehabt habe.

Als er sahe, daß er zu spät kam, rief er aus:
 Pr. O Gott! wie groß sind deine Gerichte! Auch diesen Sünder, dem du so lange Zeit zur Besserung gegeben, und der die Gnadenzeit muthwillig hat verstreichen lassen, hast du ins Gericht der Verstockung dahin gegeben! daran mag sich jeder spiegeln, und Buße thun, weil es noch Heute heißet!

Seb. Mein Herr! schmähen Sie diesen todten Leichnam nicht! Der selige Major war ein rechtschaffener Mann. Sein Innerstes wird Gott richten, vor dessen Richterstuhle er steht.

Pr. Wie können Sie einen verstockten Sünder selig nennen? Wiffen Sie wohl, daß dieser unglückliche Mensch kein ewiges Leben, keinen Himmel und Hölle

Hölle, keinen Gott und keinen Teufel geglaubt, und in seinen Sünden dahin gelebt hat?

Seb. Ich weiß es, daß er viel Trugschlüsse gemacht hat. Ich habe schon oft gewünscht, und dieser Fall erneuert bey mir den Wunsch, daß der Gebrauch einer gesunden Philosophie unter der ganzen Nation gemein würde, damit auch unstudirte Personen über transcendente Sätze, die sie nicht ganz entbehren können, richtige Begriffe hätten. Jeder Mensch — —

Pr. O! Sie mögen wohl selbst sehr irrige Begriffe haben; was gehört eine weltliche Philosophie hieher? Der Weg zum Heil ist in Gottes Wort vorgeschrieben, und in den Schriften bewährter Theologen, die es erklärt haben, die wollen Sie doch wohl nicht verworfen? Wollen Sie?

Seb. Davon ist nicht die Rede. Meine Meinung ist nur: Wer sich bey der gewöhnlichen Auslegung und bey der gewöhnlichen Dogmatik beruhigen kann, der thue es; kann er aber nicht, und will er seine Zweifel verfolgen, so wage er sich nicht, ohne das Licht einer gesunden Philosophie, in die Irrgänge der Dogmatik und Exegese, er wird sich sonst immer mehr in seine Zweifel verwickeln. Indessen kann ich

ich nicht glauben, daß Gott jemand verdammen werde, weil er nicht richtig genug gedacht hat, *) und Menschen sollten es auch nicht thun.

Pr. O! der schönen Philosophie! O! der sündlichen Reichherzigkeit eines natürlichen Menschen! Wer Gottes Wort nicht für Gottes Wort hält, wer sich der Sakramente als von Gott gegebener Gnadenmittel nicht gebraucht, und so in seinen Sünden dahin stirbt, der ist verdammt. Seb.

*) Diese Meinung des Sebalbus, die vielen Gottesgelehrten als nach Kezerey schmeckend vorkommen möchte, besetzte auch ein sehr verständiger und gottseliger Mann. Er sagt: „So ist es im Heidenthume den Epikuräern, und im Judenthume den Sadducäern ergangen. Was bey mir ein öfters eingekommener Gedanke wieder einfällt: was doch die Ursache seyn müsse, daß unser Heiland, der bey allen Gelegenheiten die Pharisäer so hart anläßet, weit gelinder mit den Sadducäern umgeht, die doch, weil Sie die Auferstehung, und ein anderes Leben, wo das Gute belohnt, und das Böse bestraft wird, das Daseyn der Geister, mithin auch gute und böse Engel, leugneten, den Grund aller Religion umstießen? Ich erinnere mich nicht irgendwo etwas gründliches darüber gelesen zu haben. Sollte vielleicht daraus zu schließen seyn, daß in Gottes Augen, die Heuchelei, der geistliche Hochmuth, und der verstockte Aberglauben, für grössere Fehler angesehen werden, als die bloßen Irthümer des Verstandes, wenn sie auch noch so wichtige Gegenstände betreffen? S. v. Bünaus Betrachtungen über die Religion. Leipzig 1769. in 8. 1tes Buch. S. 90.“

Seb. Wenn Sie nähere Nachrichten von dem Zustande in jenem Leben haben, so muß ich es geschehen lassen. Ich wenigstens kann mich nicht überzeugen, daß ein Mensch, der, so viel er gekonnt, seinen Pflichten nachgelebt, und Gutes gethan hat, der uns eigenmächtig, gerecht und wohlthätig gewesen, und sich bey seinem Ende in des barmherzigen Gottes Arme geworfen hat, — daß dieser von Gott ausdrücklich müsse verdammt werden. Ist's anders, so weiß ich's wenigstens nicht.

Pr. Ja! Ich aber weiß es besser! Ich, als ein berufener und verordneter Diener Gottes, sage Ihnen, daß Gottes Wort ausdrücklich lehret: Wer nicht an den dreyeinigen Gott glaubt, der ist ewig verdammt, und ist keine Erlösung für ihn, weder in Zeit noch in Ewigkeit.

Sebalduß, dessen Blut durch das Wort ewige Verdammniß sehr leicht erhitzt ward, fuhr auf, und wollte im Zorne heftig antworten. Er faste sich aber zum Glücke bald, und sagte bloß, indem er einen Schritt zur Thüre gieng:

„In der That, bloß der, welcher glaubt, er sey ein unmittelbarer Gesandter Gottes, darf sich un-
terstehen, das Schicksal eines Menschen so positiv zu bestimmen. Beantworten Sie dieß bey dem,
der

der Sie gesandt hat zu verdammen., Und so gieng er zur Thür hinaus.

Der Prediger, weil er niemand anders hatte, wendete sich an Franzen. Er bewies ihm, daß der Major ewig verdammt seyn müsse. Franz weinte, schlug sich an die Brust, und rief aus:

„Ach! er war doch so sehr böse nicht, daß nicht für seine arme Seele Hülfe seyn sollte. Ich wollte gern selbst für ihn hundert Rosenkränze beten, wenn ich seine Seele aus dem Fegefeuer retten könnte. Doch was kann ich armer einfältiger Mensch! Mein! ich kenne einen frommen Prior in Böhmen, dessen Kloster der Major vom Anzünden und Plündern gerettet hat, der wird ihm gern von den guten Werken des Klosters etwas zukommen lassen, den will ich bitten, daß er für ihn Seelmessen lese.“

Der Prediger entdeckte nun mit Erstaunen, daß Franz katholisch war. In dem Eifer seiner Befehrsungsucht fieng er an, ihm den Gräuel des papstlichen Sauerteiges recht lebhaft vorzumalen, und drohte ihm, daß er, wenn er sich nicht zur reinen seligmachenden Lehre wendete, eben wie sein Herr, ewig verdammt werden würde.

Franz, der solche Worte nie bey dem Major gehört hatte, sah den Prediger starr an, und segnete

sich über solche Lästerungen; und da der Prediger fortfuhr, den Pabst den Antichrist zu nennen, schalt er ihn eine Kezerische Bestie, und lief zur Thür hinaus.

Der Prediger blieb also bey dem Leichnam allein, und da derselbe auf seine Verdammungen weiter nichts antworten konnte, so gieng er auch hinaus. Als er über den Hausflur gieng, machte Franz zwey große Kreuze vor sich, und spie ihm nach.

Zwölfter Abschnitt.

Herr F. und Sebaldus lebten nun den Winter über sehr eingezogen. Ihre Unterhaltung, die durch die Gesellschaft des Majors sonst mannichfaltiger gewesen war, ward nun viel einförmiger. Sie bestand mehrentheils aus gelehrten Unterredungen, welche aber sehr bald das gewöhnliche Schicksal gelehrter Unterredungen unter vier Augen hatten, die weniger gemeinnützig und lehrreich werden, wenn jeder dem andern sein eigenes Steckpferd vorreiten will. Herr F. hatte sich auf den Sensus Communis ein Lehrgebäude der Sittenlehre und der natürlichen Theologie gebauet, welches dem Sebaldus gar nicht einleuchten wolte; als welcher seine Ethik, als
ein

ein ächter Crustianer, auf die Thelematologie gründete. Sebaldus hingegen wollte seiner seits seinem Freunde auch seine neuen Entdeckungen über die Apokalypse mittheilen, welche aber gar kein Gehör fanden, sondern vielmehr gerade zu ausgelacht wurden, weil Herr F. schon längst bey sich ausgemacht hatte, daß in der ganzen Apokalypse kein Sensus Communis zu finden sey. Sebaldus fieng zu seiner eignen Vertheidigung an, das Grundgesetz des Sensus Communis zu untergraben. Er zeigte mit philosophischen Gründen, welch ein schwankender Begriff dieß sey, und bewies, daß eine Appellation an den Sensus Communis, als an ein untrügliches Gericht über den Werth spekulativer Wahrheiten, nicht viel mehr, als eine Appellation an ein inneres Gefühl bedente, und da dieses von Menschen zu Menschen verschieden seyn müßte, so wäre nicht zu erwarten, daß dadurch irgend etwas könnte mit Erfolg behauptet oder widerlegt werden. Vergebens Herr F. hatte sein System lieb, Sebaldus wollte sich seine Weisagungen auch nicht nehmen lassen, sie wurden also heftig, machten nichts aus, und endlich, ob sie gleich nicht aufhörten sich hochzuschätzen, ward doch ihr Umgang laulicher, und einer fand nicht mehr so viel Vergnügen in der Gesellschaft des andern.

So standen die Sachen unter ihnen am Ende des Winters, als Herr S. von seinem Freunde, dem Officier, dem er so viel zu danken hatte, einen Brief bekam. Dieser edle Mann, nachdem er in allen Feldzügen des letzten Krieges für das Vaterland gekämpft, und ehrenvolle Wunden erworben hatte, begab sich auf seine Güter, um, in Gesellschaft einer würdigen Gattin, in häuslicher Zufriedenheit den Rest seines Lebens zuzubringen. Aber er wollte auch, daß nicht er allein, sondern auch andere glücklich seyn sollten. Er betrachtete sich als den allgemeinen Vater seiner Unterthanen, und in dieser Absicht sorgte er für die Erziehung ihrer Kinder. Er wollte zum Schulmeister einen verständigen menschenfreundlichen Mann haben, der nicht etwan nur die Kinder bloß die Fragen und Antworten einer unverständlichen zwecklosen Heilsordnung könnte auswendig lernen lassen, sondern, der ihnen Pflichten deutlich machen sollte, die sie gegen Gott und Menschen zu beobachten hätten, der sie vor Vorurtheilen bewahren sollte, die sich beym Bauer sonst Jahrhunderte lang fortpflanzen, der ihnen richtige Begriffe vom Landbaue, den sie zu treiben bestimmt waren, beybringen, kurz, der sie zu vernünftigen Menschen und zu guten Bauern, erziehen sollte. Einen solchen Mann wollte der

ber Menschenfreund aus seinen eignen Mitteln besolden, *) und er bat seinen Freund S. ihm einen solchen Mann zu verschaffen.

Herr S. schlug dem Sebaldus diese Stelle vor, der sie auch vielleicht würde angenommen haben, wenn er nicht überlegt hätte, daß sein Wohlthäter, der Arzneyschulmeister, sie so gut, als er, verwalten könnte, und daß demselben, nach der unverschuldet erlittenen Beschimpfung seiner Familie, die Entfernung von seinen bisherigen Bekannten zur Beruhigung gereichen würde. Er empfahl also denselben, und er ward angenommen.

Indessen verließ Sebaldus dennoch Berlin gegen den Frühling. Er hatte seit geraumer Zeit keine Nachricht von seiner Tochter, welches ganz natürlich zugienge, denn die Frau von Zohenauf hatte für gut gefunden, den Brief, welchen Mariane, vor ihrer Abreise zur Gräfinn ***, unter Einschluß des Pseudonymus, an ihren Vater geschrieben hatte, zu

S 4

ver:

*) Wenn die Chronologie, welche in unserer wahren Geschichte das Hauptwerk ist, nur auf irgend eine Art, sollte es auch nur durch eine Hypothese seyn, sich vereinigen ließe, so würde im übrigen diese ganze Beschreibung vollkommen auf den verehrungswürdigen menschlichenfreundlichen Verfasser des Versuchs eines Schulbuchs für Landleute (Berlin 1771. 8.) passen, welcher alles das oben erzählte, und noch mehr gethan hat.

verbrennen, weil ihr daran gelegen war, daß niemand Marianens Aufenthalt wissen sollte. Als sich Hieronymus, auf Sebaldus wiederholtes Bitten, bey der Fr. v. S. nach Marianen erkundigte, war derselben kalt sinnige Antwort: , die Damsell habe sich heimlich fortgemacht, und sie wisse nicht wohin. Dieß meldete Hieronymus dem Sebaldus, der, durch diese Nachricht sehr beunruhigt, beschloß, im Frühlinge eine Reise zum Hieronymus zu thun, um, wo möglich, von seiner Tochter nähere Nachricht zu erhalten.

Ob es auf diesen Entschluß nicht einigen Einfluß mag gehabt haben, daß weder Herr S. noch sonst jemand in Berlin, von seiner Auslegung der Apokalypse etwas hören wollte, und daß er, so vortheilhaft auch die Schilderung war, die Herr S. von dem Osficier machte, doch Ursach finden mochte, zu glauben, derselbe werde noch weniger apokalyptisch gestirnet seyn, wollen wir den Schreibern moralischer Systeme zu untersuchen überlassen, welche auf ein Haar breit anzugeben wissen, aus welchen Grundsätzen die menschlichen Handlungen entspringen und nicht entspringen.

Gemig, Sebaldus, der, bey seiner fleißigen Arbeit und sparsamen Lebensart, eine für ihn beträchtliche

liche

liche Summe zurückgelegt hatte, nahm im Maymonathe von Herrn S. Abschied, setzte sich auf die Post, und befand sich, in wenigen Tagen, bey seinem lieben Hieronymus, und bey seinem ihm eben so lieben Kommentar über die Apokalypse.

Dreyzehnter Abschnitt.

Sebaldus konnte, wider sein Vermuthen, bey Hieronymus keine nähere Nachricht von seiner Tochter erhalten, und dieser wiederrieth ihm auch, deshalb zur Frau von Zohenauf zu reisen, weil er schon voraus wußte, daß alle Nachforschung vergeblich seyn würde. Sebaldus tröstete sich indessen damit, daß er Gelegenheit hatte, seinen Kommentar über die Apokalypse aufs neue zu übersehen und zu vermehren. Nachdem er damit über einen Monath zugebracht hatte, fieng er an, der müßigen Lebensart überdrüssig zu werden, und wünschte wieder eine ordentliche Beschäftigung zu haben. In der fürstlichen Residenzstadt hatte er kein Amt zu hoffen. Zu Herrn S. zurückzukehren trug er kein Belieben, und andere Ausichten konnte er auch in Berlin eben nicht haben. Es fügte sich aber, daß ein gewisser Edelmann, der vormals am fürstlichen Hofe Kammer-

S s Junker

junker *) gewesen, und nachher im Holsteinischen ansehnliche Güter erheurathet hatte, vom Zieronymus einen Aufseher seiner Bibliothek und seines Antiquitätenkabinetts verlangte. Sebaldus ließ sich leicht bereden, diese Stelle anzunehmen. Zieronymus gab ihm einen Empfehlungsbrief an den Kammerjunker mit, und weil er eben im Magdeburgischen für verkaufte Getreide Rechnungen abzuthun hatte, so setzte er sich mit dem Sebaldus auf die Post, um denselben, so weit es sein Weg mit sich brächte, zu begleiten.

Nachdem sie einige Meilen gereiset waren, gestellte sich zu ihnen ein Mann zu Pferde, der einem Berwalter ähnlich war, und den Zieronymus als einen Bekannten begrüßte, und in der folgenden Station bestieg den Postwagen, nebst andern unbedeutenden Reisenden, ein Mann ernsthaftes Ansehens, der ihnen, nach der ersten Begrüßung, selbst sagte, daß sein Hauptstudium die Arabische Sprache sey. Er galt in der That, wie man nachher unter der Hand erfahren hat, allenthalben für einen grundgelehrten Mann, der Hebräisch, Arabisch, Persisch, Syrisch, Samaritanisch, Phöniciß und Koptisch aus dem Grunde verstehet. Er hatte nicht allein, gleich an-

dern

*) S. Wilhelmine, S. 99.

bern Kennern der höhern Ergeſe, das Hebräiſche durch das Arabiſche zu erklären geſucht, ſondern er war auf eine Höhe geſtiegen, die noch kein anderer Ergeet erreicht hatte, nemlich, er hatte einen Verſuch gemacht, das Arabiſche durch das Hebräiſche in ein helleres Licht zu ſetzen. Er war in Leipzig geweſen, und freylich ſoll ſeine gerühmte Arabiſche Kenntniß bey Reiſenden nicht großen Beyfall gefunden haben, welcher glaubte, daß ſie ſich nicht weit über den Golius erſtreckte. Unſer Mann hielt dieß aber, wie billig, für Meid, und wandte ſich nach Wittenberg. Er hatte eine Sammlung von ihm in der Bibel, vermitelt des Arabiſchen, neuentdeckter Beweisſprüche bey ſich, wodurch die vornehmſten Artikel der Dogmatik aufs neue befeſtigt werden ſollten. Er glaubte dadurch in dieſer orthodoxen Stadt gewiß eine anſehnliche Verlohnung oder Beförderung zu erhalten. Er erſtaunte aber nicht wenig, da alle dortigen Doktoren der Gottesgelahrtheit ſeine neuen Beweisſprüche für ganz überflüßig hielten, weil ſie meinten, die Dogmatik ſey durch die Augſpurgische Konfeſſion und durch das Konkordienbuch befeſtigt genug. Zum Glück, konnte ihm ſeine Arabiſche Gelehrſamkeit ſo gut dienen, als weiland dem Ritter Judibras ſeine Logik:

who could refute

Change sides, and still dispute.

Er zog also, mit Hilfe der Arabischen Sprache, eine große Menge Erklärungen aus der Schrift, wodurch die vornehmsten Artikel der Dogmatik zweifelhaft gemacht wurden, und jetzt eben war er im Begriff, mit diesem Schatze von neuen Entdeckungen ins Brandenburgische zu reisen, wo sie, wie er gewiß glaubte, Waare für den Platz seyn müßten.

Dieser Mann wendete sich so gleich an den Sebal- dus als an einen Gelehrten, und suchte ihm einen hohen Begriff von seinen Entdeckungen beizubringen. Er bewies ihm weitläufig, daß die Hebräische Sprache gänzlich ausgestorben sey, und daß, ohne die Arabischen Wurzeln, an keine Palingenese derselben zu gedenken sey. Er legte ihm daher verschiedene ganz nagelneue Erklärungen vor, z. B. daß 1. B. Mos. XLIX, v. 10. wo man, einige Jahrhunderte lang, den Messias zu finden geglaubt habe, von einer Ueberschwemmung die Rede sey, daß B. der Richter VII, v. 13. wo Luther von gerösteten Gerstenbrodten redet, von einem aus der Scheide gezogenen Schwerte verstanden werden müsse, und dergleichen schöne Sächelchen mehr. Sebal- dus, der kein Freund vom

Erege

Eregeſtren, am allerwenigſten von einer ſo ausſchweifenden Eregeſe war, ſchwieg ganz ſtille, bis ihn der Fremde zu wiederholtemal fragte, was ihm von dieſer neuen Erklärungsart dünke, und ob ſie nicht völlig neu, und ſehr ſinnreich ſey.

Sebaldus ſagte ganz kalt: Neu und ſinnreich mag ſie ſeyn, aber ich ſehe auch wohl, daß man mit ſolcher Erklärungsart leicht ſchwarz in weiß verwandeln, und einen Autor ſagen laſſen kann, was man will.

Der Fremde, der laute Bewunderung erwartet hatte, ſtieg nochmals an, mit ſehr beredten Gründen darzuthun, daß die Bedeutungen der Hebräiſchen Wörter verloren gegangen wären, und daß man in den Wurzeln der verwandten Sprachen, beſonders der Arabiſchen, dieſe Bedeutungen wieder auffinden müſſe.

Sebaldus verſetzte: Es ſcheint mir ganz unmöglich, wenn die Bedeutungen der Deutſchen Sprache ganz verloren gegangen wären, ſie, nach ein Paar tauſend Jahren, in den Wurzeln der Dänischen, Schwediſchen und Engeliändiſchen wieder zu finden. Die Wurzelwörter verändern in der Zuſammeneſetzung ihre Bedeutung auf mancherley Art. Wer die Deutſche Sprache nur in den Wurzeln kannte, und z. B. im Dänischen die Wurzelwörter *Tiſch*, *Topf* und

und Nacht gefunden hätte, und nun daraus schließen wollte, daß Nachttisch und Nachttopf Sachen von einerley Art seyn und nur in der Nacht gebraucht werden müßten, dem würde es gerade so gehen, wie unsern heutigen Arabischen Philologen. Ich habe kürzlich eine Schrift des berühmten Reiske *) gelesen, der die Unmöglichkeit zeigt, die Arabische Sprache, ist schon, auf die Hebräische anzuwenden. Er versichert: „Daß noch nicht der tausendste Theil der unsichtlichen Arabischen Manuscripte bekannt ist und gebraucht werden kann; daß die meisten Theologen, die das Hebräische aus dem Arabischen meistern wollen, aus des Golius Lexikon nur eine sehr dürftige Kenntniß erschnappt haben, oder aufs höchste ein Paar Suren aus dem Koran lesen können; daß wir selbst vom Koran nicht einmal so viel wissen, um zu entscheiden, ob der vom Maraccius oder von Zinkelmanen eingeführte Text, nach der

,Les-

*) Dieses sehr gelehrten und sehr aufachtigen Mannes Gedanken, wie man der Arabischen Litteratur aufhelfen könne und solle, stehen in den von ihm verfertigten Zusätzen zu der Königl. Akademie der schönen Wissenschaften zu Paris, die den ersten Theil der Deutschen Uebersetzung (Leipzig 1751. gr. 8.) ausmachen. Diese kleine Schrift verdiente bekannter zu seyn, und von vielen gelesen zu werden, zumal zu thiger Zeit, da wieder allenthalben stark aus der Arabischen Gaukeltrase geispizt wird.

, Besart der Schule zu al Ruffah oder al Bastrah sey,
 , welches, wie er sagt, ein so großer Unterschied ist,
 , als zwischen Lutheranern oder Katholiken. Er sagt
 , ausdrücklich, daß man noch einhundert Jahre hin-
 , durch gute Arabische Bücher drucken, und sich bis
 , dahin die Lust darüber zu philosophiren ganz
 , vergehen lassen sollte. Er vergleicht, sehr tref-
 , fend, die Theologen, die iht schon das Hebräische
 , aus dem Arabischen erläutern wollen, mit den al-
 , ten Philosophen, welche die Wirkungen der Dinge
 , in der Natur a priori demonstriren wollten, ehe sie
 , noch die Natur durchstudiret hatten, und dadurch
 , die lächerlichsten Grillen in die Physik brachten.
 , Habe ich Unrecht, fuhr Sebaldus fort, wenn ich
 , Reiske, dem größten Kenner der Arabischen Spra-
 , che, hierinn glaube?

Ey! rief der Fremde ziemlich entrüstet, Reiske
 kann hievon nicht urtheilen; der Mann versteht zwar
 etwas Arabisch, aber von dem Hebräischen und an-
 dern orientalischen Sprachen, weiß er so viel als
 nichts. Und Sie, mein guter Herr, der Sie von
 allen diesen gelehrten Sachen ganz und gar nichts
 verstehen, Sie sollten davon auch ganz und gar nicht
 urtheilen, sondern Ehrfurcht für die Bemühungen
 gelehr-

gelehrter Männer haben, die durch ihre Arabische Philologie in der Bibel ein neues Licht anzünden.

Eben deswegen bekümmere ich mich, nebst andern Ungelehrten darum, sagte Sebaldus, weil es über unsere Haut hergeht. Von der einen Seite wird uns zugerufen, daß wir ohne den geschriebenen Willen Gottes nicht selig werden können, und von der andern Seite kommen gelehrte Leute, erklären uns, mit Hülfe von einigen Wurzeln, und Konjekturen, hinein und hinaus, was ihnen beliebt. Und das sollen wir mit Ehrfurcht glauben, weil wir nicht den Golius gelesen haben, oder nicht den Arabischen Alkoran exponiren können? Nein! die Seligkeit des menschlichen Geschlechts kann unmöglich auf solchen Wortklaubereyen beruhen! Hat man einen seltsamern Zirkel gesehen, als den, in welchem man uns herumführen will? Der Willen Gottes im alten Testamente ist Hebräisch geschrieben. Zu den Zeiten der Apostel und der ersten Christen wußte man nichts davon, daß die Bedeutung der Hebräischen Wörter verloren gegangen wäre. In den folgenden Jahrhunderten auch nicht, aber wohl vergaß man den Hebräischen Text bey nahe ganz und gar, und hielt sich an die Vulgata. Als man die Hebräische Sprache wieder hervorsuchen wolte, mußte sie Reuchlin von

von den Juden lernen, ohne zu wissen, daß diese ihr Hebräisch selbst nicht verstanden, welches sie sich auch nicht träumen ließen. Auf diese Kenntniß der Hebräischen Sprache, wurden sowohl Luthers Deutsche Uebersetzung, als auch alle unsere symbolischen Bücher gebaut; wir stritten, beynah zwey Jahrhunderte lang, mit bitterm Eifer, über Lehrsätze, die sich darauf gründeten, und endlich, nach zweyhundert Jahren, erfahren wir, daß die Bedeutung der meisten Wörter der Hebräischen Sprache verloren gegangen ist, und daß wir sie im Arabischen ansuchen müssen. Nun haben wir wieder zweyhundert Jahre zu streiten. Alsdann kommt vielleicht jemand, der uns berichtet, daß sich die Bedeutung der Arabischen Wörter auch verändert hätten, *) so wie es in allen Sprachen in der Welt gegangen

*) Wenn der Fremde wieder zum Worte gekommen wäre, hätte er vernünftlich standhaft behauptet, daß keine einzige Bedeutung eines einzigen Arabischen Werts jemals sich verändert hätte. Dies versichert wenigstens Magister Schellung, welcher, sitzend in seiner Studierstube im herzoglichen Stifte zu Tübingen, unwiderprechlich überzeugt ist, daß die Arabische Sprache, noch jetzt eben dieselbe ist, die sie bald nach der Zeit ihrer Entlebung war, und ein feines Kapitel, von der wunderbaren Erhaltung der Arabischen Sprache in ihrer ersten Reinigkeit, von den ältesten Zeiten, bis auf den heutigen Tag, zu erzählen weiß, wie aus seiner Abhandlung von der Arabischen Sprache

,gangen ist, und daß wir diese Bedeutung wieder, in der Persischen Sprache, *) oder wer weiß wo, aufsuchen müssen.

Hier ward Sebaldus durch ein heftiges Geschrey unterbrochen, welches sich auf der Landstrasse einige hundert Schritte vom Postwagen erhob. Was dieses für ein Geschrey gewesen, wollen wir künftig berichten, und indessen zur Geschichte Marianens und Säuglings zurückkehren.

Sprache (Stuttgard 1771. 8.) besonders S. 16 bis 21 des mehrern zu erschen. Freylich, der Reisende Niebuhr, welcher in Arabien gewesen ist, berichtet, daß die ihige Arabische Sprache von der alten Sprache, wie Italienisch vom Lateinischen unterschieden ist, daß die ihigen Arabischen Gelehrten die Sprache des Alkorans, und anderer Schriften, in ihren Schulen, als eine todte Sprache lernen müssen; daß die ihige Arabische Sprache, so wie alle Sprachen des Erdbodens, in viele Dialekte vertheilt ist, u. d. g. Aber was thut das zur Sache: Niebuhr ist ja ein ungelehrter Ingenieur, und kein gelehrter Philologe!

*) Der gelehrte Engländer Jones hat in der Vorrede zu seiner Persischen Grammatik, schon einen Wink gegeben, den ein Deutscher Professor der Philologie, der vor seinen Zuhörern mit neuen Entdeckungen glänzen will, bald wird mißbräuchen können.

Ende des vierten Buchs.

Fünf